

April 4/2015

Aus dem Inhalt

Michael Theobald
„Steh auf!“ (Joh 5,8) 97

Werner Schreer
Ein heiliges Experiment 99

Markus Roentgen
Tor der Sehnsucht 104

Klaus Rüggeberg
Wenn das Glück zerbricht 112

Jozef Zablocki
Heilende und leidende Krankenhauseelsorge 117

Martin Patzek
Katholisches Profil? 118

Leserbrief 124

Literaturdienst: 126

Christian Hennecke: Ist es möglich?

Meinrad Walter: Sing, bet und geh auf Gottes Wegen ...

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol.
Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Genreal-
vikar Dr. Werner Schreer, Bischöfliches Generalvikariat,
Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Dipl.-Theol. Markus
Roentgen, Erzbistum Köln - Generalvikariat, Marzellenstr.
32, 50668 Köln | PR Klaus Rüggeberg, Johannesweg 2,
51061 Köln | P. Jozef Zablocki SAC, Krankenhausseelsorge
Bergisch Gladbach, Vinzenz-Palotti-Straße 20, 51429 Bergisch
Gladbach | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527
Hattingen

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmermann,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Michael Theobald

„Steh auf!“ (Joh 5,8)

Der Weckruf „*Steh auf!*“ ertönt schon im Matthäusevangelium. Im ganzen Neuen Testament ist sein Echo zu hören.

Zu Beginn des Mt-Evangeliums rüttelt ein Engel Josef drei Mal im Traum auf und treibt ihn zum Handeln an: „*Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter ...*“ (vgl. Mt 2,13f.20f.; vgl. 1,24). Später, in der Apostelgeschichte, stößt ein Engel dem in Ketten liegenden Petrus in die Seite, weckt ihn auf und spricht: „*Schnell, steh auf!*“ (Apg 12,7).

Jesus „weckt“ des Öfteren Menschen „auf“ (das ist sein Beruf), zuerst in Kapharnaum einen Gelähmten, dem er – ihn heilend – wieder auf die Beine hilft: „*Steh auf, nimm deine Trage und geh nach Hause*“ (Mt 9,6; vgl. Mk 2,9.11; Lk 5,23f.). Bei der Tochter des Synagogenvorstehers Jairus verbindet sich sein Ruf mit einer kräftigenden Geste: Jesus „ergriff das Kind bei der Hand und sagte zu ihm: *Talita kum!*, das heißt übersetzt: Mädchen, ich sage dir, *steh auf!*“ (Mk 5,41; vgl. Mt 9,25; Lk 8,54f.). Auch löst er einmal mit seinem Weckruf die Jünger aus ihrer Schockstarre: „*Er rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht!*“ (Mt 17,7). Voller Mitleid tritt er in Nain an die Totenbahre des einzigen Sohnes einer trauernden Witwe, den sie aus der Stadt heraustragen, und spricht zu ihm: „*Junger Mann, ich sage dir, steh auf!*“ (Lk 7,14).

Seine Jünger geben den Ruf weiter. Vor Jericho verbieten sie zwar zuerst dem Blinden, der nicht nachlässt zu schreien: „*Sohn*

Davids, Jesus, erbarme dich meiner!“, den Mund, dann aber machen sie ihm Mut: „*Sei getrost, steh auf, er ruft dich*“ (Mk 10,49). Ermächtigt durch Jesu Auftrag: „*Kranke heilt, Tote richtet auf!*“ (Mt 10,8; vgl. Lk 10,9), heilen sie schließlich selbst Menschen, so Petrus in Jerusalem einen von Geburt an lahmen Bettler, den man täglich an die *Schöne Pforte* des Tempels setzt: „*Silber und Gold habe ich nicht; aber was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, steh auf und geh umher! Und er fasste ihn an der rechten Hand und richtete ihn auf. [...D]er lief und sprang umher und lobte Gott*“ (Apg 3,6-8).

Auch im Johannesevangelium ergeht der Ruf Jesu (wie in Mk 2) an einen Gelähmten (Joh 5,2-9), an *einen* unter *vielen* Kranken, Blinden, Lahmen und Verkrüppelten, die in der Heilanlage des Bethesda-Teiches zu Jerusalem darauf warten, dass das Wasser aufwallt und seine Heilkraft zeigt (5,2-5). *Wenn* dies geschieht – man muss warten können –, hat er, dieser Gelähmte, der schon viele Jahre hier ausharrt, niemanden, der ihn ins Wasser trägt; und wenn es ihm doch gelingt, hinzukommen, ist schon ein anderer vor ihm hinein gestiegen. Auf diesen verzweifelten Menschen fällt Jesu Blick (5,6), und er spricht zu ihm das Wort, das ihn für immer von diesem zwanghaften Heilort befreit: „*Steh auf, nimm deine Trage und geh!*“ Und sofort wurde der Mann gesund, nahm seine Trage und ging“ (5,8f.).

Bis hierhin liest sich die Erzählung als Geschichte eines in längst vergangener Zeit von Jesus geheilten Menschen, bei der die Leser außen vor bleiben. Doch schon nach wenigen Versen ändert sich das. Der johanneische Jesus greift aus dem Weckruf das Verb *egeiro* (= aufstehen/aufwecken) noch einmal auf, legt dessen tieferen Sinn frei und macht so die Episode nachträglich zu einem anschaulichen Bild dessen, was *Zum Glauben-Kommen* heißt: „*Wie nämlich der Vater die Toten auferweckt (egeirei) und sie lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will*“ (5,21). Wie

Jesus diesen *einen* Kranken von Bethesda, der seit 38 Jahren leidet, durch sein Wort heilt, so geschieht Lebenserweckung immer dort, wo sein Wort auf offene Ohren trifft: „Amen, amen, ich sage euch: Wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, [...] ist aus dem Tod ins Leben hinübergegangen“ (5,24). Nicht aus mir komme ich zum Glauben, Jesu erwählendes Wort trifft mich und erweckt mich zum Leben.

„Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen“. Der Tod stürzt uns in Depression, lässt uns lethargisch werden und lähmt uns. Die Freunde des Ijob „saßen bei ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte; keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, dass sein Schmerz sehr groß war“ (Ijob 2,11.13). Nach dem Tod des Lazarus „blieb Maria im Haus sitzen“ (Joh 11,20b), während Martha sich aus ihrer Erstarrung löst und Jesus entgegengeht. Der Glaube bewährt sich, wenn er in aussichtsloser Lage auf die Beine hilft, um den Weg mutig fortzusetzen.

Wir glauben nicht für uns allein, sondern immer mit anderen. Wenn wir dem Nächsten in seiner Not „aufhelfen“, vielleicht nur so, dass wir ihm geduldig zuhören, wenn er uns sein Leid erzählt, tragen wir es mit. Österlicher Glaube bewährt sich in solchem Mit-Sein.

„Wach auf, du Schläfer, und steh auf von den Toten, und Christus wird dein Licht sein“ (Eph 5,14). Wir können unser Leben auch verschlafen. Ostern will uns aus der Lethargie sinnloser Eintönigkeit wecken. Wenn wir uns gegenseitig auf die Beine helfen, geschieht „Übergang aus dem Tod ins Leben“ (Joh 5,24).

Liebe Leserinnen und Leser,

da gleich am Monatsanfang der Christenheit zentrales Fest steht, wünsche ich Ihnen auch als Erstes von Herzen ein frohes und gesegnetes Fest der Auferweckung unseres Herrn Jesus Christus, der jeder und jedem von uns im Galiläa ihres und seines Alltags begegnen möchte.

Das Heft selbst lenkt Ihren Blick zuerst auf das Bistum Hildesheim. **Generalvikar Dr. Werner Schreer** führt in das Motto des 1200jährigen Bistumsjubiläums ein und stellt mögliche Zugänge zum Hildesheimer Dom vor, dessen Sanierung im letzten Jahr beendet wurde und der somit im Rahmen des Jubiläums ein im wörtlichen Sinne begehrter Zugangsschlüssel zum Thema Kirche in Jubiläumszeiten und darüber hinaus ist.

Während Anne Frank als im Nationalsozialismus ermordete Jüdin in aller Munde ist, dürfte die Niederländerin Etty Hillesum weitaus weniger bekannt sein. Ihr Tagebuch zeugt vom Zusammenkommen einer sperrigen Vita und einer ins Mystische gehenden Gottverbindung. Beides stellt nach einer Einführung in einer Mischung aus O-Tönen und vertiefenden Bemerkungen **Dipl. Theol. Markus Roentgen** vor, Referent für Spiritualität im Generalvikariat Köln.

Der Kölner **Pastoralreferent Klaus Rügeberg**, dessen Familie das harte Geschick des plötzlichen Verlusts des 30jährigen Sohnes, Bruders und jungen Vaters erleben musste, gibt Anteil an dem, was dieses letztlich unfassbare Ereignis ausgelöst hat. Sein Thema ist ebenso die Trauer wie auch die Reflexion darüber, was überhaupt Trost sein kann.

Sozusagen aus der Perspektive des zum Trösten Berufenen gibt **P. Jozef Zablocki SAC** aus Bergisch Gladbach einen subjektiven Einblick in die heilende und leidende Krankenhauseseelsorge.

Den Abschluss bildet eine kommentierende Lesehilfe zum Wort der Deutschen Bischöfe „Das katholische Profil caritativer Dienste und Einrichtungen in der pluralen Gesellschaft“ aus dem letzten Jahr. Autor ist **Prälat Dr. Martin Patzek**, Caritaswissenschaftler aus Hattingen und bis 2014 Dozent im Erzb. Diakoneninstitut Köln.

Eine anregende Lektüre in österlicher Zeit wünscht Ihnen mit herzlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Ein heiliges Experiment

Domsanierung und Bistumsjubiläum in der Diözese Hildesheim

Wie kann der christliche Glaube neu an Plausibilität gewinnen? Wie kann der Glaube Menschen, die „religiös ungeübt“ sind, nahegebracht werden? Wie kommt die Kirche in die nächste Generation? Das sind Fragen, die in allen deutschen Bistümern gestellt werden. Tagungen, Broschüren, Umfragen, wissenschaftliche Studien, Hirtenbriefe beschäftigen sich damit.

Im Bistum Hildesheim standen diese Fragen in den letzten Jahren unter zwei besonderen Akzenten: der notwendig gewordenen Sanierung des Domes und der Feier des 1200-jährigen Bistumsjubiläums in diesem Jahr. Beide Ereignisse – Domsanierung und Jubiläum – sollten bewusst und gezielt in die Herausforderungen der gegenwärtigen Zeit gestellt werden. Die Domsanierung sollte nicht nur eine Baumaßnahme, das Bistumsjubiläum nicht nur eine Abfolge von Festgottesdiensten und Festveranstaltungen sein. Hinter beiden stehen also theologische und zeitdiagnostische Vorüberlegungen und Entscheidungen. Beide wollen Antworten darauf geben – oder wenigstens andeuten –, wozu Glaube und Kirche in unserer Zeit und für die Menschen unserer Zeit gut sein können.

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf diese Hintergrundüberlegungen zu Domsanierung und Bistumsjubiläum. Über die konkrete Baumaßnahme und über das Programm des Bistumsjubiläums im Einzelnen kann man sich gut im Internet und in der Literatur informieren.¹

Der Hildesheimer Mariendom und seine Sanierung

Der Hildesheimer Mariendom blickt auf eine Baugeschichte zurück, die bis ins Jahr 872 reicht. 1046 erlitt er schwerste Brandschäden, seither hat er sich in seiner romanischen Grundform erhalten. Freilich war er bis zu seiner fast vollständigen Zerstörung am Ende des Zweiten Weltkrieges innen nahezu vollständig barockisiert. Zwischen 1950 und 1960 wurde der Dom wieder aufgebaut, mit den Mitteln und nach dem Geschmack der damaligen Zeit. Seit 1985 zählt er gemeinsam mit St. Michael in Hildesheim zum Weltkulturerbe. Darum ist die Bewahrung und Gestaltung des Domes auch mit einer besonderen kulturellen Verantwortung verbunden.

Nach der Jahrtausendwende ließ vor allem die marode technische Infrastruktur des Domes eine Sanierung dringlich werden. So begann eine Planungsphase, die 2010 in den Beginn der Sanierungsmaßnahmen mündete. Am 15. August 2014 konnte der Dom wieder eröffnet werden.

Erhebliche Drittmittel, unerwartet gute Kirchensteuereinnahmen und viele Spenden ermöglichten es, über eine bloße Renovierung hinaus auch eine erneuerte Gestaltung des Innenraumes in Angriff zu nehmen. Aber: Wie gestaltet man zu Beginn des dritten Jahrtausends einen Dom, wenn man die Möglichkeit zu erheblichen Neugestaltungen hat und sowohl der Baugeschichte als auch den „Zeichen der Zeit“ gerecht werden will?

Das Hildesheimer Domkapitel hat sich dieser Herausforderung gestellt. Es hat im März 2005 einen Architektenwettbewerb zur „Renovierung und liturgischen Neuordnung“ des Domes ausgelobt, den das Architektenbüro von Prof. Johannes Schilling in Köln gewonnen hat, und es hat gemeinsam mit den Architekten vor Beginn und während der Baumaßnahme intensiv an der geplanten Neugestaltung gearbeitet.²

Gestalt des erneuerten Domes

Wer heute den Dom betritt, erkennt sofort das zentrale Ergebnis: die starke Betonung der Mittelachse³. Sie beginnt am hinteren Eingang des Domes mit der genau 1000 Jahre alten *Bernwardstür*, die auf der nun wieder nach außen gewandten Bildseite auf 16 Reliefs zentrale Geschehnisse der Heilsgeschichte darstellt.

Sie führt weiter über das *Taufbecken* aus dem 13. Jahrhundert, das mit einem reichen Bildprogramm zum Thema Taufe verziert ist und nun – statt wie bisher in einer Seitenkapelle – mitten im Mittelgang und dort fast im Wege steht.

Zentral über dem Mittelschiff hängt mit seinen über sechs Metern Durchmesser der mächtige *Heziloleuchter*, ein goldener Radleuchter aus dem 11. Jahrhundert, der das himmlische Jerusalem darstellt und den optischen Eindruck des Mittelschiffs dominiert.

Der Mittelgang endet an der Stufenanlage, die zum *Altar* hinaufführt. Dort steht der neue Altar. Er stammt von einem Künstler unserer Zeit, Ulrich Rückriem, und wurde aus drei Steinquadern aus Anröchter Dolomit errichtet, die der Künstler eigens zu diesem Zweck aus dem 120 Millionen Jahre alten Stein geschnitten hat. Der größere der drei mächtigen Quader wird getragen von zwei kleineren, so dass sich die schlichte Grundform eines Tisches ergibt.

Im Hochchor schließlich findet sich – auf die historische Irmensäule aufgesetzt – ein von dem Hildesheimer Künstlerehepaar Ulla und Martin Kaufmann neu geschaffenes *Bergkristall-Kreuz*, das je nach Lichtfall in unterschiedlicher Weise leuchtet. Die Apsisfenster des Hochchores endlich sind aus hellem, teils durchsichtigem Glas gestaltet, so dass sie den Blick nach draußen auf die Zweige des 1000jährigen Rosenstockes frei geben.

Bei so vielen Elementen in der Mittelachse besteht natürlich die Gefahr, den Mittelgang zu überladen. Dieser Gefahr begegnet eine sorgfältige Komposition der Anordnung der verschiedenen Elemente in ihren

Beziehungen zueinander. Jedes einzelne Element spricht zwar für sich, bezieht sich aber zugleich auf die anderen. Dabei kann man die Abfolge vor allem in einer glaubensbiographischen Logik lesen, die sich inzwischen bei Führungen bewährt hat. Ergänzt werden kann sie durch eine zeitdiagnostische und eine baugeschichtliche Logik, die jeweils unter einer bestimmten Perspektive Grundlinien des christlichen Glaubens aufschließen.

Die glaubensbiographische Logik

Vielen Besuchern erschließt sich die neue Gestalt des Domes am einfachsten, wenn man sie auf die Biographie eines gläubenden Menschen bezieht. Bevor der Gast den Dom selbst betritt, betrachtet er von außen das Bildprogramm der *Bernwardstür*. Es besteht aus 16 Bildern, je acht übereinander auf jedem der Türflügel, und ist von links oben nach unten und dann von rechts unten nach oben zu lesen. Es beginnt links oben mit der Schöpfung und zeigt dann den Absturz des Menschen vom Sündenfall bis hin zum Brudermord. Im untersten Bildrelief links wird dargestellt, wie Kain den Abel erschlägt, und der Betrachter wird gefragt: „Zeigt die Tendenz Deines Lebens auch nach unten? Stehst Du auch auf diesem Niveau? Bist Du in Gefahr, auch so tief zu fallen?“

Die Betrachtung des rechten Türflügels verheißt Erlösung und sagt zugleich, was den Betrachter in diesem Gebäude erwartet. Unten rechts beginnt es mit der Verkündigung an Maria, es geht über die Geburt Jesu und dessen Darstellung im Tempel gleich zur Verurteilung und zur Kreuzigung Jesu. Hier ist die Bildfolge sicher zu ergänzen durch die Darstellungen der *Bernwardssäule* im südlichen Querhaus des Domes, die in 28 Szenen das öffentliche Leben Jesu zeigt. In den oberen Bildern der *Bernwardstür* sehen wir die Frauen am Grab und die Auferweckung des Menschen. Wir sind tief gefallen, wir brauchen Erlösung – daran erinnert die *Bernwardstür*

den Besucher, bevor er in den Dom eintritt, in dem er auf den Weg der Erlösung geführt wird.

Die persönliche Erlösung beginnt mit der Taufe. Getauft zu sein war noch vor ein, zwei Generationen so selbstverständlich, dass es keiner besonderen Erwähnung bedurfte. Entsprechend wurde getauft am Rande des Gemeindelebens (etwa nach dem Sonntagsgottesdienst), und es reichte aus, wenn das Taufbecken in der Kirche irgendwo an der Seite stand.

Im Dom hingegen soll man nun über die Taufe regelrecht stolpern. „Ich bin getauft“ ist keine Allerweltsaussage mehr, sondern ein Markenzeichen. Die Bedeutung, die in unserer Kirche das Taufbewusstsein zunehmend gewinnt, spiegelt sich in der zentralen Aufstellung des Taufbeckens im Mittellgang des Domes wieder.

Wer aber getauft ist, der gehört zum Volk Gottes, der ist mit den anderen Glaubenden Bürger des himmlischen Jerusalems. Während die Taufe dem Einzelnen gilt, ist die Feier des Gottesdienstes Sache der Gemeinschaft. Das himmlische Jerusalem – der Heziloleuchter –, das sich über der versammelten Gemeinde öffnet, ja auf sie herabkommt, macht diesen Gemeinschaftsbezug des Glaubens anschaulich.

Als Getaufte gehen wir gemeinsam unseren Glaubensweg, und auf diesem Weg versammeln wir uns in Gemeinschaft mit Maria, die uns in Gestalt der Tintenfassmadonna am linken Pfeiler vor den Altarstufen begegnet, zum Altar hin, auf dem die Hingabe Jesu für unsere Erlösung in der Eucharistiefeier in sakramentaler Weise immer wieder präsent wird.

Als Erlöste und in der Eucharistie Gestärkte schauen wir schließlich unserer Vollenkung entgegen – voller Hoffnung, es möge einst alles Kreuz und Leiden durchsichtig werden auf die Herrlichkeit Gottes hin, so wie das Kreuz aus Bergkristall in der Apsis des Hochchores wohl ein Kreuz ist, aber eines, durch das das Licht hindurchstrahlt.

Die in der Mittelachse aufgereihten Kunstwerke erinnern also den Christen an sein Dasein zwischen Fall und Erlösung: an

sein Getauftsein, an seine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Kirche, an die Einladung zur Feier der Eucharistie und an die Hoffnung, Gott werde ihn einst vollenden. Und der Dombesucher, der dem christlichen Glauben nicht nahesteht und ihn womöglich gar nicht kennt, kann anhand der glaubensbiographischen Logik der Mittelachse zum Verständnis grundlegender Elemente des Christentums gelangen.

Die zeitdiagnostische Logik

Zur Erschließung des christlichen Glaubens kann auch ein anderer Zugang zur Logik der Anordnung der Kunstwerke in der Mittelachse beitragen. Die Betrachtung beginnt hier vorn im Altarraum bei den zwei neugeschaffenen Kunstwerken Altar und Bergkristallkreuz.

Bei beiden ist die Gestaltung sehr zurückhaltend; Material (Bergkristall und Stein) und Grundform (Kreuz und Tisch) sollen für sich sprechen. Bildhafte Darstellungen fehlen völlig. Wenn sich Kunst heute dem Glauben nähert, dann tut sie es behutsam, tastend, zurückhaltend, vielleicht sogar demütig. Nicht strahlende, über jeden Zweifel erhabene, bisweilen sogar triumphalistische Glaubensgewissheit kommt zum Ausdruck, sondern eher eine sich ins Unbegreifliche öffnende, tastende Hoffnung.

Der Stein des Altars ist 120 Millionen Jahre alt. Was sind dagegen 2000 Jahre Christentumsgeschichte? Aber auch andersherum: Christlicher Glaube ist nicht nur ein Teil der Religionsgeschichte der Menschheit, sondern bezieht die ganze Schöpfung mit ihren unermesslichen Zeiträumen mit ein, die nach den Worten des Apostels Paulus in Wehen liegt und auf Erlösung wartet.

Christlicher Glaube in unserer Zeit ist angefragt. Tritt er allzu selbstsicher auf, macht ihn das verdächtig. Er scheint vielen mehr zu behaupten, als man wissen kann. Die Verunsicherung reicht bis tief in den Binnenraum der Kirche. Wir leben nicht in einer Zeit, in der die Grundpfeiler stehen

und man in Ruhe Details und Differenzierungen diskutieren kann. Wir leben in einer Zeit, in der der Zugang zum Glauben am ehesten von wenigen Grundformen aus möglich wird. Stein steht für Festigkeit und Unverrückbarkeit, Tisch für Gemeinschaft, Kreuz für Scheitern und Licht für Orientierung im Scheitern.

Die modernen Kunstwerke Altar und Kreuz schaffen Raum für solche Gedanken. Und zugleich kontrastieren sie mit den 1000 Jahre älteren Kunstwerken Bernwardstür, Taufbecken und Heziloleuchter. Gerade dieser Kontrast des Mittelalterlich-Bildhaften zum Modern-Abstrakten aber fragt uns Moderne auch, ob wir nicht zu vorsichtig und zu zurückhaltend sind, wenn wir versuchen, uns auf den Glauben einzulassen. Jedenfalls habe ich inzwischen manches Gespräch mit Gästen im Dom führen können, denen der christliche Glaube fremd war, bei denen aber zugleich das Glaubenssuchen, ausgehend vom Kontrast der Kunstwerke im Dom, neu in Bewegung geraten ist.

Die baugeschichtliche Logik

Der Kontrast zwischen den alten und den neuen Kunstwerken in der Mittelachse des Domes führt zu einer dritten Betrachtungsweise. Viele ältere Hildesheimer kennen den Dom noch in seiner barockisierten Innengestaltung vor 1945, und fast alle kennen ihn in seiner 50er-Jahre-Gestalt nach dem Wiederaufbau. Die Veränderungen sind unübersehbar. Die Urteile reichen vom (seltenen) „Das ist nicht mehr unser Dom“ bis zum (erfreulicherweise häufigen) „Das ist ein Dom für das dritte Jahrtausend“.

Deutlich wird jedenfalls, wie jede Zeit bei anstehenden Umbauten nach einer jeweils zeitgemäßen Gestalt des Domes gesucht hat. Die Ausdrucksweisen des Glaubens auch in der Architektur sind niemals fertig. Wir selbst werden andere und glauben heute anders als zu Zeiten der unbefragten Volkskirchlichkeit. Manchen fällt das Aufgeben eines gewohnten Bildes schwer,

andere sehnen sich nach neuen Impulsen. Die Generationen lösen sich ab. Aber fast jede hinterlässt ihre Spuren. Das zeigt sich nicht nur daran, dass im Dom Kunstwerke der Gegenwart und der Geschichte ihren Platz haben. Das zeigt sich auch daran, dass moderne Materialien mit historischen kombiniert sind. Beispielsweise unterscheiden sich die Säulen, die im Krieg zerstört und beim Wiederaufbau aus Beton nachgegossen wurden, von den erhalten gebliebenen Sandsteinsäulen. Man soll das sehen dürfen. Die Unterschiedlichkeit der Materialien ist nicht durch einen nachträglichen gleichen Anstrich unsichtbar gemacht worden.

Jede Zeit hat ihren Stil zu glauben und den Glauben darzustellen. Verschiedene Formen sind im Hildesheimer Dom erhalten. Das ist ein Zeichen für Kontinuität und Neubeginn. Ein Zeichen für das Vertrauen, dass das Überlieferte so stark ist, dass es als Fundament für einen Neubeginn taugt.

1200 Jahre Bistum Hildesheim. Ein heiliges Experiment

Der sanierte Hildesheimer Mariendom ist für verschiedene Perspektiven der Betrachtung offen und lässt verschiedene Zugänge zu. Er spricht zu Menschen mit einer Nähe und zu Menschen mit einer Distanz zum christlichen Glauben. Er legt wenig fest, aber er stellt Fragen, legt Spuren und gibt Impulse.

Der sanierte Hildesheimer Dom hat etwas Experimentelles. Damit liegt er auf der Linie des Leitwortes für das Bistumsjubiläum „Ein Heiliges Experiment“.

Es darf, es muss mutig nach vorne gewagt werden. Dieser Grundimpuls soll ins Bistum hinausgehen in einer Zeit, in der Umbrüche, ja Brüche und Abbrüche unübersehbar sind. Allein der demographische Druck und die absehbaren Rückgänge der finanziellen und personellen Möglichkeiten haben im Bistum Hildesheim zu erheblichen Sparmaßnahmen, zu Fusionen von Pfarreien (aus 346 Pfarreien in 2004 wurden 119 in

2014) und zur Schließung von inzwischen 55 Kirchen (von ehemals 436) geführt.

In dieser Situation ist ein Jubiläum zu feiern, und zwar so, dass es nicht abrutscht in einen verklärenden Rückblick auf frühere, vermeintlich bessere Zeiten, auf deren Hintergrund man für die Zukunft angeblich nur schwarz sehen kann. Niemand hat ein Rezept, aber erstaunlich und erfreulich viele suchen nach einer Kirchengestalt für morgen. Da muss es erlaubt sein, Versuche zu starten, die gelingen, aber auch scheitern können.

Genau das will das Leitwort zum Ausdruck bringen. Bischof Norbert Trelle schreibt im Programmheft für das Jubiläum dazu: „In der Geschichte unseres Bistums standen alle Generationen vor der Aufgabe, den Glauben und das kirchliche Leben in ihre Zeit zu übersetzen. Sie haben gefragt und versucht, sie hatten Erfolg – oder sind gescheitert. Sie haben experimentiert. Auch heute suchen wir das Heilige in der Welt und erkunden Wege in die Zukunft. Deshalb haben wir unserem Jubiläum auch das Motto gegeben: 1200 Jahre Bistum Hildesheim – Ein heiliges Experiment.“⁴

Dieses Motto hat zu Diskussionen geführt. Zugestanden wird, dass Leben und Glauben immer Wagnischarakter haben; aber warum dann nicht „Ein heiliges Wagnis“? Kritisiert wird, dass das Heilige doch zu bewahren und gerade nicht Experimenten auszusetzen sei. Gelobt wird, dass hier nicht ängstlich festgehalten, sondern zu Schritten nach vorne regelrecht aufgefordert wird.

Also: Es wird diskutiert! Und das ist nicht das Schlechteste, was einem Motto passieren kann. Offensichtlich spielt dabei eine wichtige Rolle, dass hier Begriffe aus verschiedenen Sprachfeldern verbunden werden: „Heilig“ eher aus dem existentiellen, „Experiment“ eher aus dem naturwissenschaftlichen Sprachfeld. „Wagnis“ – wie „Heilig“ eher aus dem existentiellen Sprachfeld – würde sich an „Heilig“ weniger reiben. Aber die Reibung ist gewollt. Sie setzt Energie frei.

An das Motto kann man viele Fragen anknüpfen: Kann man den Glauben auspro-

bieren? Kann man sein Gelingen empirisch messen? Darf und kann man das, was heilig ist, Experimenten aussetzen? Oder ist es nicht sowieso durch die Fährnisse des Lebens einer ständigen Infragestellung ausgesetzt? Kann man sagen, das Leben Jesu sei ein „heiliges Experiment“ gewesen, ein am Kreuz (anscheinend) gescheitertes dazu? Kann man überhaupt mit der Sprache von Physik und Chemie an den Glauben herangehen, oder erfordert der Glaube eine Sondersprache, die dann allerdings für manchen leicht zu einer Geheimsprache werden kann?

Wer sich auf das Motto einlässt, der fängt an zu fragen, zu denken und zu reden. Und wenn es eine der Nöte im Glauben unserer Zeit ist, dass über den Glauben zu wenig geredet wird und uns bisweilen eine Sprache dafür fehlt, dann käme unser Motto allein dadurch schon an ein Ziel, dass es Diskussionen anstößt.

Freilich will sich das Motto auch im Programm widerspiegeln. Natürlich gibt es Festgottesdienste, Konzerte und Festakte, Wallfahrten und Vorträge, die vertrauten Jubiläumsveranstaltungen eben. Aber wir haben auch die Kirchengemeinden und Dekanate, die Einrichtungen der Bildung und der Caritas eingeladen, eigene Veranstaltungen zu entwickeln – und damit eben zu experimentieren. So erstreckt sich unser Bistumsjubiläum in die ganze Weite des Bistums von der Nordsee bis fast nach Kassel, vom Harz bis an die Weser und in eine beträchtliche Weite verschiedener Veranstaltungsformen.

Da wird die Kuppel der Clemensbasilika in Hannover mit einer riesigen gestrickten Wollmütze verziert; da spielt eine Auswahlmannschaft des Bistums gegen eine Mannschaft der Stadt Hildesheim Fußball; da informieren sich Leitungskräfte des Bistums bei dem internationalen Starschiedsrichter Markus Merk, was es heißt, Entscheidungen zu treffen, und zwar in Sekundenbruchteilen; da wird eine Fahrradtour die Grenzen des Bistums abfahren, ziemlich genau 1200 km, für jedes Jahr einer; da wird ein Comic zur Bistumsgeschichte erscheinen.

Die Liste ließe sich verlängern. Sie zeigt, dass das Jubiläum auch etwas Leichtes, bisweilen Spielerisches, aber keineswegs Unernstes hat. Das „heilige Experiment“ ist keine Spielerei mit dem Heiligen, es ist vielmehr ein Auskundschaften von Räumen des Glaubens und des Heiligen, die bisher unerschlossen sind.

So kommen Domsanierung und Bistumsjubiläum darin überein, dass sie das Überlieferte in die Zukunft öffnen wollen, in Räume, die noch zu erkunden, zu gestalten und mit Glauben zu füllen sind. Den erneuerten Dom hatten zum Ende des Jahres 2014 bereits über 100.000 Besucher gesehen. Was für eine Chance! Wenn am Ende des Jubiläumsjahres sich ebenso viele an das „heilige Experiment“ des Glaubens gewagt haben, dann ist ein wichtiger Schritt getan, Glauben und Kirche in die nächste Generation zu bringen.

Anmerkungen:

- ¹ Einen guten Überblick geben die Internetseiten www.domsanierung.de, www.dom-hildesheim.de und www.bistumsjubilaeum-hildesheim.de sowie zur Domsanierung die Publikationen: Domkapitel Hildesheim (Hg.), *Der Hildesheimer Mariendom. Kathedrale und Welterbe*. Regensburg 2014; Kessler/Meister/Bode/Zimmermann, *Spurensuche. Dokumentation der Sanierung des Hildesheimer Domes 2010 - 2014*. Regensburg 2014, und zur Bistumsgeschichte Thomas Scharf-Wrede, *Kleine Hildesheimer Bistumsgeschichte*. Regensburg 2014.
- ² Zum gesamten Bauprojekt gehören auch die Neugestaltung des den Dom umgebenden Domhofes und die Neuerrichtung des Dommuseums. Die folgenden Überlegungen lassen beides außer Acht und konzentrieren sich auf die Neugestaltung des Innenraumes des Domes.
- ³ Ich beschränke mich auf die Darstellung der Gestaltung der Mittelachse und verzichte darauf, auf die Veränderungen an der Krypta, den Seitenkapellen und den Querschiffen, des Fußbodens und der Decke und die Neuschaffung einer Bischofsgruft einzugehen.
- ⁴ Dieses Motto ist inspiriert von dem Theaterstück „Das heilige Experiment“ von Fritz Hochwälder von 1943, in dem es um das Scheitern des Jesuitenstaates in Paraguay an den Interessen der spanischen Kolonialmacht geht.

Markus Roentgen

Tor der Sehnsucht

„Das denkende Herz der Baracke“
Etty Hillesum

*„Ach, wir tragen ja alles mit uns, Gott und den Himmel, Hölle und Erde, Leben und Tod und Jahrhunderte, viele Jahrhunderte.“
(Etty Hillesum, Das denkende Herz)¹*

„Mach den Raum deines Zeltes weit, spann deine Zelttücher aus, ohne zu sparen. Mach die Stricke lang und die Pflöcke fest“ (Jes 54, 2).

Leben

Etty (Esther) Hillesum wäre 2014 einhundert Jahre alt geworden. Mit 29 Jahren wurde ihr Leben in Auschwitz-Birkenau zerrissen. Sie hätte gerne lange gelebt!²

Geboren ist sie am 15. Januar 1914 in Middelburg (Provinz Zeeland) in den Niederlanden, nahe an der Nordseeküste.

Am 30. November 1943 wurde Etty mit vielen anderen Juden aus den Niederlanden in Auschwitz-Birkenau von den Schergen der Naziherrschaft ermordet.

Ihr Tagebuch (aus den Jahren 1941-1943; angereichert durch ihre Briefe) ist, in meiner Einsicht, eines der eindrucklichsten spirituellen, ja mystischen, Sprachwerke ungedeckten Schreibens aus dem 20. Jahrhundert.

Wer ist, wer war diese junge Frau?

Etty's Familie lebt säkular jüdisch. Doch – das wird später deutlicher – ihre jüdischen Wurzeln reichen sehr tief! Ihr Vater Louis ist Lehrer für klassische Sprachen in Middelburg und wird dann 1924 Rektor in Deventer. Die Mutter Rebecca geb. Bernstein hat russische Wurzeln. Etty wächst ohne

spezifisch jüdische Erziehung in einem eher christlich geprägten Umfeld auf. Sie hat zwei Brüder, Mischa und Jaap, der erste ein hochbegabter Pianist, der zweite Arzt.

Die Ehe der Eltern wird als „turbulent“ bezeichnet.

Etty geht in Deventer aufs Gymnasium. Nach der Schule studiert sie ab 1932 in Amsterdam Slawistik, später auch Jura. Sie macht ein ausgezeichnetes juristisches Examen. Mitten im Zweiten Weltkrieg beginnt sie zudem das Studium der Psychologie.

1941 beginnt sie eine Liebesbeziehung mit ihrem Therapeuten, dem aus Deutschland kommenden Juden Julius Spier, der als Chiropsychologe in Amsterdam arbeitet. Spier rät ihr, Tagebuch zu führen. Das ist der Beginn dieses außerordentlichen Dokuments einer persönlichen, seelischen, spirituellen, gottsuchenden Entwicklung, die zur Sprache, zur Schrift gerinnt.

Etty lebt, aus dem Blickwinkel traditioneller Moral, ein ungeordnetes, ja „unter solchen Augen“ verwerfliches Leben. Seit ihrem 27. Lebensjahr hat sie, auch sexuell, intensive Beziehungen zu zwei Männern, dem 62 Jahre alten Witwer Han Wegerif, ihrem Hauswirt, und eben zu Julius Spier, 55 Jahre alt, seinerseits verlobt mit einer jungen jüdischen Frau, die in London lebt und auf Spier wartet.

Es wäre leicht, psychoanalytisch, diese Beziehungen zu den beiden sehr viel älteren Männern als sekundäre Vatersuche Ettys zu beschreiben, die sie dann später auf Gott übertragen wird.

Aber die Analyse ist nicht alles – und hören Sie gleich in Ettys Sprache selbst, ob da nicht auch etwas auftaucht, das schlechthin inkommensurabel ist und über das schlicht Projektive weit hinaus weist.

Etty bejaht im Kern die Beziehung zu beiden Männern, sie liebt beide und hat das Empfinden, beiden, wie sie schreibt, „treu“ zu sein. „Ich bin ihm innerlich treu. Und auch Han bin ich treu. Ich bin allen treu.“³

Ihr Weg ist nicht nur hier „unorthodox“. Ihr sich immer mehr abzeichnender eigener geistlicher, ja mystischer Weg tiefer Gottverbundenheit, in Denken, Beten und Leben, erfährt in ihr auch keine Hinderung, als sie sich zu einem Schwangerschaftsabbruch entschließt. Vermutlich war sie von Han Wegerif schwanger. Sie entschließt sich zum Abbruch der Schwangerschaft aus innerfamiliären Gründen und „weil sie sich nicht imstande fühlt, unter diesen historischen Umständen – der Verfolgung, der Deportation und der Ausrottung der Juden – ein Kind in die Welt zu setzen (...) Nach der Abtreibung wendet sie sich vertrauensvoll an Gott und bittet ihn, er möge sie so annehmen, wie sie ist, also mitsamt ihren Grenzen und Widersprüchen, und im Gebet führt sie ihren Dialog mit ihm fort: weder ihre sexuelle Freizügigkeit noch die Abtreibung sind ein Hindernis für ihre Beziehung zu Gott, die weiter besteht und nach diesem Geschehen noch intensiver wird.“ So beschreibt es die Etty Hillesum-Forscherin Wanda Tommasi.⁴

Etty schreibt: *„Mein Gott, ich danke dir, dass du mich so geschaffen hast, wie ich bin. Ich danke dir dafür, dass ich manchmal eine solche Weite in mir spüre, denn diese Weite ist ja nichts anderes, als ein Erfülltsein von dir.“*⁵

1942 erhält Etty eine Position beim „Joodsche Raad“ (Judenrat) von Amsterdam, einer von den deutschen Besatzern geschaffenen Beratungs-, Auskunfts- und Verwaltungsstelle für die Juden in den Niederlanden. Damit hätte sie einen gewissen Schutz vor Deportation gefunden. Als ihr klar wird, dass die Stelle eingerichtet ist, die Verfolgung, Deportation und Vernichtung der niederländischen Juden zu flankieren und mit vorzubereiten, kündigt Etty die Stelle binnen zweier Wochen.

Im August 1942 wird sie ins Sammellager Westerbork deportiert. Ihr noch gültiger Sonderausweis des Judenrates ermöglicht ihr noch mehrmals eine Rückkehr nach

Amsterdam. Sie deponiert ihr Tagebuch über ihre Freundin Maria Tuinzing bei der befreundeten Familie Smelik. Sich in Sicherheit bringen oder unterzutauchen lehnt sie aus Solidarität mit ihren jüdischen Schwestern und Brüdern ab. Ob sie dort Edith und Rosa Stein getroffen hat, die am 2. August 1942 nach Westerbork gebracht wurden zum Weitertransport nach Auschwitz, wo sie am 9. August 1942 ermordet wurden, ob ETTY, Edith und Rosa einander angeschaut haben?

Am 7. September 1943 wird sie mit vielen anderen von Westerbork nach Auschwitz abtransportiert, wo sie ihren Vater und andere Verwandte wieder sieht. Am 30. November 1943 wird sie in Auschwitz-Birkenau ermordet, so meldet es ein Bericht des Roten Kreuzes.

Tagebuch

1980 bat Klaas Smelik jr. Jan G. Gaarlandt, ETTYS Tagebuch anzuschauen. Sofort wurde die Bedeutung des Tagebuchs diesem klar, nachdem lange vergeblich von Smelik versucht worden war, das Tagebuch zu publizieren.

Eine Auswahl wurde aus den 600 Seiten getroffen, die siebenunddreißig Jahre nach ETTYS Tod am 1. Oktober 1981 im Amsterdamer Concertgebouw vorgestellt wurde. Die niederländische Ausgabe hieß „Het verstoorde leven“ (Das verstörte Leben). Die deutsche Übersetzung, die 1985 bei Rowohlt erscheint, nimmt ein anderes Wort aus dem Tagebuch in den Titel: „Das denkende Herz“.

I. Zum ersten Mal „Gott“

Das TOR DER SEHNSUCHT in ihr ging weit auf, wurde weiter und weiter, schmerzvoll, schön, unermesslich tief – gottdurchdrungen, wund, blühend.

„ETTY war eine ‚Gottsucherin‘, die schließlich zu der erlebten Erkenntnis gelangt,

dass Gott wirklich existiert.“ So schreibt bündelnd⁶ Gaarlandt in seinem Vorwort.

Das Tagebuch beginnt mit einer Erfahrung innerer Zugeschlossenheit, voller Angst, Lebensangst, fehlendem Selbstvertrauen, Abscheu vor sich und der Welt: „Ganz tief in mir steckt ein geballter Kloß, irgend etwas hält mich fest im Griff, so dass ich manchmal trotz allen klaren Denkens nur ein ängstlicher armer Schlucker bin.“⁷

ETTY beschreibt ihre Therapiesitzungen bei SPIER, die bald immer intimer werden.

Zum ersten Mal kommt das Wort „Gott“ in einem von ihr vergegenwärtigten Zitat vor: „*„Melodisch rollt die Welt aus Gottes Hand‘, diese Worte von Verwey gingen mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinn. Ich würde gern selbst melodisch aus Gottes Hand rollen. Und jetzt gute Nacht.“*⁸

Immer wieder dokumentiert das Tagebuch auch ihre intensiven Lesespuren. ETTY ist nie eindimensional: Die Bibel, der Talmud, der Koran, Augustinus, Hegel, Dostojewski, Michelangelo, Rilke, Leonardo, Kierkegaard, Shakespeare u.a., politische Literatur, geistliche Schriftwerke, Philosophie, Literatur, Theologie, Juristisches, Psychologie – wir begegnen auch einer enormen intellektuellen Begabung – die aber nie kühl konsumiert, vielmehr von Gelesenem wie Gelebtem und Erlebtem, Erlittenem, Beglückendem sich betreffen lässt bis in ihre ganz ungedeckte Sprache im Tagebuch.

Ein erster Höhepunkt ihrer Gottvergegenwärtigung findet sich im Eintrag vom 26. August 1941. Es ist wie ein prophetisches Wort auch für uns und unsere Zeit: „*In mir gibt es einen ganz tiefen Brunnen. Und darin ist Gott. Manchmal ist er für mich erreichbar. Aber oft liegen Steine und Geröll auf dem Brunnen und dann ist Gott begraben. Dann muss er wieder ausgegraben werden. Ich stelle mir vor, dass es Menschen gibt, die beim Beten die Augen zum Himmel erheben. Sie suchen Gott au-*

*Berhalb ihrer selbst. Es gibt auch andere, die den Kopf senken und in den Händen verbergen; ich glaube, diese Menschen suchen Gott in sich selbst.*⁹

Dieses in sich Hineinhorchen macht Etty immer poröser, immer alltagsempfindlicher, alltagsgenauer, alltagspräsender – wach, aufmerksam, für alle Dinge in ihr und um sie herum. Mystik und Alltagsleben und Politik (die große und kleine Welt zusammen bringen) aus der Aufmerksamkeit, die, nach Malebranche, das natürliche Gebet des Lebens ist. „Seele ohne Oberhaut“ – zitiert Etty.¹⁰ Und sie weiß um die Fragilität der menschlichen Existenz, unsere Unfähigkeit, einander wirklich zu begegnen, einander zu verstehen – wie sehr das Missverstehen das Verstehen überlagert und nur im Lieben wirkliche Brücken zum DU entstehen. „Dass die anderen genauso unsicher, schwach und hilflos sind wie du selbst.“¹¹

Sie setzt sich mit dem Kern der Heiligen Schrift auseinander, mit der jüdischen wie der christlichen Überlieferung. Sie findet darin ganz substantielle, sehr uns jetzt betreffende Einsichten: *„Ich weiß mittlerweile, dass es Tage gibt, in denen man Widerwillen gegen seinen Nächsten hat, und dass dies auf einen Widerwillen gegen sich selbst zurückzuführen ist. ‚liebe deinen Nächsten wie dich selbst.‘ Ich weiß auch, dass es immer an mir liegt und nie an ihm. Wir haben nun einmal beide einen ganz unterschiedlichen Lebensrhythmus, und man muss jedem die Freiheit lassen, zu sein, wie er ist. Wenn man einen anderen nach seiner Vorstellung zurechtstutzen will, rennt man immer wieder gegen eine Mauer und wird ständig enttäuscht, nicht vom anderen, sondern von den Forderungen, die man selbst an den anderen stellt.*¹²

Sie nimmt wahr!

Sich selber, ohne Übertünchung, die Menschen, ihre Umgebung, die Leiden ihrer

Zeit, die Niederlande, okkupiert von der totalitären deutschen Besatzung, uferlose Verbrechen der despotischen Herrscher, tägliche Gewalt, ständig drohende Deportation und Vernichtung – sie lässt es an sich heran: „Mittags ins Bett gekrochen. Das Leben aller Menschen war wieder zu einer einzigen großen Leidensgeschichte geworden...“¹³

Je weiter das Tagebuch sich ausformt, desto eindrücklicher geschieht eine Innen- wie Außenbewegung mit Etty, die dem entspricht, was Romano Guardini die „Annahme seiner selbst“ benannt hat, eine Selbstannahme, wie ich je bin, nicht als der Mensch, der ich gerne sein wollte, nicht zu groß und nicht zu klein im Blick auf sich selbst – und dies in der Tiefenweite seiner selbst als Ahnung: Selbstannahme und Gottannahme sind im letzten Grunde eins. Und da nichts heraus lassen, nicht die Selbstwidersprüche, nicht das Leiden, die Schmerzen nicht, die Aporien und Mauern im Denken, die Zweifel, das Schöne und Gelingende, Leib, Seele, Geist, Eros, Sexualität, Sterben – und ähnlich wie der Heilige Franz von Assisi, auch den Tod nicht. Es ist die vernommene und gelebte „COINCIDENTIA OPPOSITORUM“ des Nikolaus von Kues, die sich mehr und mehr in Etty Hillesum abzeichnet und einträgt. *„Aber die Einheit ist nur dann gut, wenn sie alle Gegensätze und irrationalen Momente in sich einschließt, sonst wird daraus wieder nur eine Verkrampfung und Fixierung, die dem Leben Gewalt antut.*¹⁴

Und daraus die größere, die größtmögliche Hoffnung: *„Ich gehe niemals und nirgends zugrunde.*¹⁵

Darin das Anerkennen des je größeren Gottes in der Intimität des intimsten D u. Eine ähnliche Erfahrung wie die der Edith Stein: *„Gestern abend kurz vor dem Zubettgehen kniete ich plötzlich mitten in diesem großen Zimmer zwischen den Stahlstühlen auf dem hellen Läufer nieder. Ganz spontan. Zu Boden gezwungen durch etwas, das stärker war als ich selbst (...) Ich übe mich*

im Knien. Ich geniere mich noch zu sehr wegen dieser Gebärde, die ebenso intim ist wie die Gebärden der Liebe. (...) Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich Gott in mir trage. (...) Den Mut haben, Gottes Namen auszusprechen. (...) Und abends bete ich auch, bete für die Menschen.“¹⁶

II. Zusammenfügung zum Ganzen

Mittlerweile hat für Etty das Jahr 1942 begonnen – ein besonders schreckliches Kriegsjahr. Die auf die Gänze der Ausrottung der europäischen Juden zielende Vernichtungsmaschinerie der Nazidiktatur, der organisierte verwaltete Massenmord an Millionen wird mit brutaler Konsequenz durchgeführt. Etty nimmt diese Entwicklung in voller Bewusstheit wahr, ihre Gottverbundenheit ist alles andere als ein frömmelndes Beschwichtigen oder Verharmlosen dessen, was an Zerstörendem geschieht. Sie ist – auch – eine HIOBEXISTENZ; darin aber lässt sie von Gott nie, sie breitet betend und um Sprache ringend das entstellte und verstellte Leben im Tagebuch aus. Am 18. Mai 1942 schreibt sie: *„Die Bedrohung von außen wird ständig größer, der Terror wächst mit jedem Tag. Ich ziehe das Gebet wie eine dunkle, schützende Wand um mich hoch, ziehe mich in das Gebet zurück wie in eine Klosterzelle, und trete dann wieder hinaus, ‚gesammelt‘, stärker und wieder gefasst.“¹⁷*

Zugleich: *„Es ist oft kaum zu fassen und geistig zu verarbeiten, Gott, was deine Ebenbilder auf der Erde in diesen entfeselten Zeiten sich gegenseitig antun. Aber ich schließe mich davor nicht in meinem Zimmer ein, Gott, ich halte die Augen offen und will vor nichts davonlaufen, sondern versuchen, auch die schlimmsten Verbrechen irgendwie zu begreifen und zu ergründen, und ich versuche immer wieder, den nackten, kleinen Menschen aufzuspüren, der aber in den monströsen Ruinen seiner sinnlosen Taten oft nicht mehr zu finden ist.“¹⁸*

Wirklichkeit, die Sprache verschlägt, zerschlägt – und doch wieder Sprache, neue Sprache, Suche nach Sprache, die wieder spricht – aus betendem Schweigen: *„Die Wörter müssen eigentlich das Schweigen hervorheben.“¹⁹* In diesem kleinen Satz, eine ganze Poetologie!

Und nun folgen, wie eine erste Entsprechung zu dieser Poetologie, Passagen aus dem Sommer 1942, die für mich unvergesslich, erschütternd, ergreifend, eröffnend sind wie kaum ein spirituelles, Sprache gewordenen Suchen aus dem 20. Jahrhundert, mitten im verheerendsten Krieg der Menschengeschichte.

„Man darf auch in diesem 20. Jahrhundert noch an Wunder glauben. Und ich glaube an Gott, auch wenn mich demnächst die Läuse in Polen auffressen.“

Das Leiden tastet die Würde des Menschen nicht an. Ich meine damit: Man kann menschenwürdig und menschenunwürdig leiden. Ich meine damit: Die meisten Menschen des Westens verstehen die Kunst des Leidens nicht und haben tausend Ängste davor. Das ist kein Leben mehr, wie die meisten Menschen leben: in Angst, Resignation, Verbitterung, Hass, Verzweiflung. Mein Gott, man kann es so gut verstehen. Aber wenn ihnen dieses Leben genommen wird, dann wird ihnen doch nicht viel genommen? Man muss den Tod als einen Teil des Lebens akzeptieren, auch den schrecklichsten Tod. Aber erleben wir nicht jeden Tag ein ganzes Leben, und macht es denn viel aus, ob wir ein paar Tage mehr oder weniger leben? Ich bin jeden Tag in Polen, auf den Schlachtfeldern, so könnte man sagen, manchmal drängt sich mir eine Vision von giftgrünen Schlachtfeldern auf; ich bin bei den Hungernden, bei den Misshandelten und Sterbenden, jeden Tag bin ich dort, aber ich bin auch hier bei dem Jasmin und dem Stück Himmel vor meinem Fenster, in einem einzigen Leben ist für alles Platz. Für den Glauben an Gott und für einen elenden Untergang.“²⁰

Und dann und daraus, weiter in dieser Intensität der Zusammenfügung des wie zerklüftet Auseinanderfallenden in IHR Ganzes – 3. Juli 1942: „*Gut, diese neue Gewissheit, dass man unsere totale Vernichtung will, nehme ich hin. Ich weiß es nun. Ich werde den anderen mit meinen Ängsten nicht zur Last fallen, ich werde nicht verbittert sein, wenn die anderen nicht begreifen, worum es bei uns Juden geht. Die eine Gewissheit darf durch die andere weder angetastet noch entkräftet werden. Ich arbeite und lebe weiter mit derselben Überzeugtheit und finde das Leben sinnvoll, trotzdem sinnvoll, auch wenn ich mir das kaum noch in Gesellschaft zu sagen getraue.*

Das Leben und das Sterben, das Leid und die Freude, die Blasen an meinen wundgelaufenen Füßen und der Jasmin hinterm Haus, die Verfolgung, die zahllosen Grausamkeiten, all das ist in mir wie ein einziges starkes Ganzes, und ich nehme alles als ein Ganzes hin, und beginne immer mehr zu begreifen, nur für mich selbst, wie alles zusammenhängt. Ich möchte lange leben, um es später doch noch einmal erklären zu können, und wenn mir das nicht vergönnt ist, nun, dann wird ein anderer mein Leben von dort an weiterleben, wo das meine unterbrochen wurde, und deshalb muss ich es so gut und so überzeugend wie möglich weiterleben bis zum letzten Atemzug, so dass derjenige, der nach mir kommt, nicht ganz von neuem anfangen muss und es nicht mehr so schwer hat.“²¹

„...wir tragen alles in uns...“²²

III. Das Mystische: Gott helfen

„Es gibt allerdings Unaussprechliches, (...) es ist das Mystische.“ (Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico philosophicus 6.522)

Der Weg in die mystische Erfahrung ist nun in Etty geebnet, bereitet, ins Abgründige, ins Eine, ins Fehl, an der Grenze des Sagbaren, ins ununterbrochene D U-ICH-WIR!

Die mystische Erfahrung der Einheit wird ihr zur Symphonischen, worin alle Facetten ihres Erlebens Ausdruck finden, ohne als Welle im Meer Gottes unterschiedslos einzugehen; gerade das macht ihre Erfahrung so außergewöhnlich und wesentlich. Nicht das Aufgehen in ein amorphes göttliches ALLSAMT, vielmehr das Allsamt in der Artikulation jeglicher einzelnen Regung, das zum Klingen Bringen aller Lebensfreude, aller Schmerzen, der Leiden ganz, auch der Aporien und darin dieses in den artikulierten Details der Alltagserfahrungen nie vergessene Schöne auch aus den Blickwinkeln und sinnlich durchlebten Erfahrungen der scheinbar alltäglichsten Begebenheiten.

„All das ist ein Teil des Lebens, und trotzdem ist das Leben schön und sinnvoll noch in seiner Sinnlosigkeit, wenn man nur allen Dingen seinen Platz im Leben einräumt und das ganze Leben als Einheit in sich aufnimmt, so dass es dennoch zu einem geschlossenen Ganzen wird. Und sobald man Teile davon ausschließt und ablehnt, sobald man eigenmächtig und willkürlich dies eine vom Leben annimmt, jenes andere aber nicht, ja, dann wird es in der Tat sinnlos, weil es nun kein Ganzes mehr ist und alles willkürlich wird.“²³

Etty vernimmt deutlich, dass es zu dieser Zusammenschau der Räume und Zeiten innerer Einkehr bedarf, sie ist eine Betende; der das Hineinhören, das Einhorchen in sich selbst, das Bedürfen nach Stille in der durchtosten Außenwelt wesentlich wird: *„Ich werde mich heute zurückziehen und in meiner inneren Stille ausruhen. In dem inneren Raum der Stille, die mir ein ganzer Tag der Gastfreundschaft gewährt. Vielleicht ruhe ich mich dann aus. Körper und Kopf sind sehr müde und in schlechter Verfassung. Aber ich brauche heute nicht zu arbeiten, es wird schon gehen. Die Sonne scheint auf das Dach, draußen das Vogelgezwitscher, und das Zimmer so freundlich, dass ich beten möchte.“²⁴*

Und daraus:

„Wörter wie Gott und Tod und Leiden und Ewigkeit muss man wieder vergessen: Man muss wieder so einfach und wortlos werden wie das wachsende Korn oder der fallende Regen. Ausschließlich nur noch sein. (...) Um eine neue Sprache zu finden, die zu dem neuen Lebensgefühl passt. Alles muss schweigen, bis man die neue Sprache gefunden hat. Und doch ist es nicht möglich zu schweigen, das wäre auch eine Flucht, man muss die Sprache während des Sprechens zu finden versuchen. Den Übergang von der alten zur neuen Sprache muss man gleichfalls in allen Abstufungen verfolgen.“²⁵

Die Entscheidung zur immer größeren Aufmerksamkeit nach innen wie nach außen, dieses tägliche Üben aller Sinne zu allen Dingen, lässt dieses „natürliche Gebet des Lebens“ auch zur mehr und mehr Wahrnehmungsintensität gerinnen: *„Es ist alles anders, als es in den Büchern steht, ganz anders.“*

Ich kann nicht all die tausend Einzelheiten niederschreiben, die ich täglich erlebe, aber ich möchte sie gern in Erinnerung bewahren. Ich stelle an mir fest: Meine Beobachtungsgabe registriert alles lückenlos und sogar mit einer gewissen Freude. Trotz allem, was ich erdulden muss, trotz Ermüdung, Leiden und alles übrigen bleibt immer noch dies: meine Freunde, die Freunde des Künstlers, die Dinge wahrzunehmen und daraus im Geist ein eigenes Bild zu gestalten. Ich werde interessiert den letzten Ausdruck vom Gesicht der Sterbenden ablesen und in mir aufbewahren. Ich leide gemeinsam mit den Menschen, mit denen ich jetzt jeden Abend spreche und die ab der nächsten Woche an irgendeinem gefährlichen Ort dieser Erde, in einer Munitionsfabrik oder Gott weiß wo arbeiten werden, falls sie überhaupt noch arbeiten dürfen. Aber ich merke mir jede Gebärde, jedes Wort, jeden Ausdruck auf ihren Gesichtern mit einer fast kühlen und objektiven Sachlichkeit. Ich habe die Beobach-

tungsgabe des Künstlers, und ich glaube, dass ich später, wenn ich es für notwendig erachte, von allem zu berichten, auch genügend Talent dazu haben werde.“²⁶

Ab Mitte Juli 1942 bricht bei Etty ein neues spirituelles, mystisches Motiv immer mehr Bahn, eine Umkehrung in ihrer Gottesbeziehung von der Gottbedürftigen zu der Gotthelfenden; sie hat die Bedürftigkeit Gottes zur Welt hin, zu uns Menschen hin, die Armut Gottes in der Welt, die Gewaltlosigkeit und Ohnmacht des göttlichen DA im Lieben vernommen; sie verknüpft hier jüdische und christliche Motive aus ihrer Erfahrung in der geschichtlichen Stunde des äußersten Ausnahmezustandes von Leben: *„Und wenn Gott mir nicht weiterhilft, dann muss ich Gott helfen.“²⁷*

Sie faltet das Motiv weiter aus, ihr Tagebuch wird zunehmend auch Gebetbuch: *„Jeder Tag ist für sich selbst genug. Ich will dir helfen, Gott, dass du mich nicht verlässt, aber ich kann mich von vorneherein für nichts verbürgen. Nur dies eine wird mir immer deutlicher: dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott. Und vielleicht können wir mithelfen, dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen. Ja, mein Gott, an den Umständen scheinst auch du nicht viel ändern zu können, sie gehören nun mal zu diesem Leben. Ich fordere keine Rechenschaft von dir, du wirst uns später zur Rechenschaft ziehen. Und mit fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen.“²⁸*

Einher mit dieser durchbeteten, tief empfundenen Haltung öffnet sich das Lieben in Etty bis in die Dimension der FEINDESLIEBE des Evangeliums, so, wie Jesus sie im Matthäusevangelium kündigt: „Liebt eure Fein-

de und betet für die, die euch verfolgen ...“ (Mt 5, 44). Am 14. Juli 1942 schreibt Ety: *„Ich hasse niemand. Ich bin nicht verbittert. Wenn die allgemeine Liebe zu den Menschen sich einmal entfaltet hat, wächst sie ins Unermessliche (...) Ich muss alles in mir tragen.“*²⁹

Und ihr Schreiben wird darin nie blind, naiv, übertüschend oder verdrängend-fromm: *„5. September, Dienstag morgen, halb 11. Vielleicht war alles zusammen doch ein bisschen zu viel, mein Gott. Jetzt werde ich daran erinnert, dass der Mensch auch einen Körper hat. Ich hatte gedacht, mein Geist und mein Herz könnten alles allein tragen. Aber jetzt meldet sich mein Körper und sagt: Halt. Nun erst spüre ich, wieviel du mir zu tragen gegeben hast, mein Gott. Soviel Schönes und soviel Schweres. Und das Schwere hat sich, sobald ich mich bereit erwies, es zu tragen, wieder in Schönes verwandelt. Und das Schöne und Große war oftmals schwerer zu ertragen als das Leiden, weil es so überwältigend war. Dass ein kleines Menschenherz soviel erleben kann, mein Gott, soviel zu leiden und soviel zu lieben vermag. Ich bin sehr dankbar dafür, mein Gott, dass du in dieser Zeit mein Herz dazu auserwählt hast, alles zu erfahren, was es zu erfahren gilt.“*³⁰

Hier erweitert sich das mystische Erleben, die Stellvertretung Gottes in die Dimension der Berufung, der Erwählung, des Prophetischen, ja, Wanda Tommasi nennt es „eine neue Art von Heiligkeit“.³¹

Ety Hillesum nennt sich nun „das denkende Herz der Baracke“³², tief gottverbunden in der solidarischen Nähe des Nächsten, eines jeden Nächsten. *„Ich ruhe in mir selbst. Und jenes Selbst, das Allertiefste und Allerreichste in mir, in dem ich ruhe, nenne ich Gott. (...) Und lieben und ‚hineinhorchen‘ in sich und andere, und forschen nach den Zusammenhängen in diesem Leben und nach dir. ‚Hineinhorchen‘, dafür möchte ich einen guten holländischen Ausdruck finden. Eigentlich ist mein Leben*

*ein unablässiges ‚Hineinhorchen‘ in mich selbst, in andere und in Gott. Und wenn ich sage, dass ich ‚hineinhorche‘, dann ist es eigentlich Gott, der in mich ‚hineinhorcht‘! Das Wesentlichste und Tiefste in mir, das auf das Wesentlichste und Tiefste in dem anderen horcht. Gott zu Gott.“*³³

Da ist nun die Erfahrung des Mystischen, des tiefweitwesentlichen EINENS, zur Sprache gebracht.

Sie hat kein Heimweh mehr, sie ist zu Hause.³⁴

Sie ist es und will es sein, nur noch dies ineins: Ein einziges großes Gebet und ein Pflaster auf viele Wunden!³⁵

Aus dem Lager Westerbork schreibt sie noch einige Briefe, die erhalten sind, auch hier, im unbeschreiblichen Elend, wie sie es wahrnimmt, ungebrochen, im Kern nicht beschädigt, die zerstörerische Willkürherrschaft der Nazischergen kann ihr den ewigen Gottkern nicht rauben, nicht nehmen, nicht zerstören. Welche Verheißung an uns Menschen, dieser Mensch, diese Frau. Vor Ort wird sie, in allem unfasslichen Leiden, als fröhlich, hilfsbereit und tatkräftig alltagsnahe geschildert.³⁶

In einem ihrer letzten Briefe aus Westerbork schreibt Ety: *„Das Leben ist etwas Herrliches und Großes, wir müssen später eine ganz neue Welt aufbauen – und jedem weiteren Verbrechen, jeder weiteren Grausamkeit müssen wir ein weiteres Stückchen Liebe und Güte gegenüberstellen, das wir in uns selbst erobern müssen. Wir dürfen zwar leiden, aber wir dürfen nicht darunter zerbrechen. Und wenn wir diese Zeit unversehrt überleben, körperlich und seelisch unversehrt, aber vor allem seelisch, ohne Verbitterung, ohne Hass, dann haben wir auch das Recht, nach dem Krieg ein Wort mitzureden. (...) Ich möchte ein sehr kleines Wörtchen mitreden.“*³⁷

Anmerkungen:

- ¹ Etty Hillesum, Das denkende Herz (= rororo 5575). Reinbeck b. Hamburg 1985, S. 124.
- ² Vgl. ebd., S. 124: „Ich möchte lange leben...“ schreibt sie am 3. Juli 1942, im vollen Bewusstsein der zu erwartenden Deportation.
- ³ Ebd., S. 79.
- ⁴ Wanda Tommasi, Die Freiheit des Geistes. Etty Hillesum – eine neue Art von Heiligkeit: Concilium 7 (2013) 339-345; S. 341.
- ⁵ Etty Hillesum, Das denkende Herz, a.a.O., S. 81.
- ⁶ Ebd., S. 6.
- ⁷ Ebd., S. 13.
- ⁸ Ebd., S. 17.
- ⁹ Ebd., S. 52.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ Ebd., S. 63.
- ¹² Ebd., S. 73.
- ¹³ Ebd., S. 76.
- ¹⁴ Ebd., S. 85.
- ¹⁵ Ebd., S. 96.
- ¹⁶ Ebd., S. 82.
- ¹⁷ Ebd., S. 101f.
- ¹⁸ Ebd., S. 103.
- ¹⁹ Ebd., S. 106.
- ²⁰ Ebd., S. 122.
- ²¹ Ebd., S. 124.
- ²² Ebd., S. 125.
- ²³ Ebd., S. 128.
- ²⁴ Ebd., S. 132.
- ²⁵ Ebd., S. 142f.
- ²⁶ Ebd., S. 139.
- ²⁷ Ebd., S. 144.
- ²⁸ Ebd., S. 149.
- ²⁹ Ebd., S. 152.
- ³⁰ Ebd., S. 169.
- ³¹ Wanda Tommasi, a.a.O., S. 339.
- ³² Etty Hillesum, a.a.O., S. 171.
- ³³ Ebd., S. 176.
- ³⁴ Vgl. ebd., S. 179.
- ³⁵ Vgl. ebd., S. 199 u. S. 207.
- ³⁶ Vgl. ebd., S. 219 ff., im Brief von Jopie Vleeschouwer aus den Tagen vom 7.-9.9. 1943, also in den Tagen von Ettys Deportation mit ihrer Familie nach Auschwitz.
- ³⁷ Ebd., S. 209.

Klaus Rüggeberg

Wenn das Glück zerbricht

Erwägungen zu Trauer und Trost nach plötzlichem Tod¹

Anfang März 2014 ist Flug MH 370 mit 240 Passagieren an Bord von den Radarschirmen verschwunden und bis heute nicht aufgefunden worden, am 17. Juli dieses Jahres stürzte ein weiteres Verkehrsflugzeug der Malaysia Airlines, Flug MH 17, mit nahezu 300 Menschen an Bord infolge eines Raketenbeschusses in der Ostukraine ab.

Das sind nur zwei Ereignisse, die die Weltöffentlichkeit erschreckt und unzählige Menschen mit der Realität eines plötzlichen Todes ohne jede Vorwarnung konfrontiert haben.

Die meisten der in die zehntausende gehenden plötzlichen Tode in Deutschland vollziehen sich still und weitgehend von der Öffentlichkeit unbemerkt. Darunter sind die plötzlichen Herztode, die plötzlichen Kindstode, die Suizide und auch die zahlreichen Verkehrstode.

Wer nicht selbst von diesen Ereignissen unmittelbar betroffen ist, atmet auf und hofft insgeheim, niemals im Leben von einem solchen Leid heimgesucht zu werden. Zum Glück ist es stets das Leid der anderen.

So war es auch in meinem und dem Leben meiner Familie bis zum Jahre 2010. Doch mitten in einer Novembernacht erhielten wir die Nachricht vom plötzlichen Unfalltod unseres 30-jährigen Sohnes, Bruders und jungen Vaters Tobias, der auf dem Heimweg vom Besuch der Pyramiden in Ägypten, im Bus sitzend, Opfer eines Unfalls geworden war.

Der Anfang

Anfangs drängte sich die Hoffnung in den Vordergrund, diese Nachricht sei ein Versehen, man habe unseren Sohn mit jemand anderem verwechselt, es könne doch einfach nicht sein, dass unsere Beziehung zu ihm auf diese Weise unvermittelt abbricht. Diese Hoffnung indes war nicht lange aufrecht zu erhalten, die Fakten zwangen uns, die Realität anzuerkennen.

Gefühle der Verzweiflung, Hilflosigkeit, Betäubung und Leere dominierten uns, Weinen und Schreien schafften nur geringfügig Linderung, eine innere wie äußere Lähmung bemächtigte sich unser.

Wenn sich der Absturz vom Lebensglück ins Unglück so unvermittelt vollzieht, gibt es zunächst keinen Trost. Worte tragen nicht, Gesten erreichen nicht, der Glaube an Gott erscheint wie auf Eis gelegt. Die eigene Welt bleibt stehen, während sich die Welt der Anderen weiterdreht.

Wir fühlten uns allein, auf uns selbst zurückgeworfen. Gut, dass wir einander hatten. Sonst hatten wir nichts mehr. Die Einsicht, dass Tobias nie mehr in der Weise zurückkehren würde, wie wir ihn kannten, war uns unerträglich.

Die Aussicht, ihn nach seiner Rückführung nach Deutschland zu sehen und zu berühren, unsere Liebe zu ihm gleichsam noch einmal zu verleiblichen, linderte zwar den Schmerz nicht, erfüllte uns aber mit Zuversicht. Umso fassungsloser waren wir, als wir begreifen mussten, dass diese letzte Begegnung, in die wir alle Zärtlichkeit und Zuneigung legen wollten, nicht mehr möglich war.

Am verschlossenen Sarg nahmen wir Abschied.

Die Macht der Dinge

Gleichwohl fordert der Tod des geliebten Menschen die Trauernden: die Repatriierung des Leichnams muss veranlasst, die Beerdigung vorbereitet, die Wohnung aufgelöst werden, Dokumente müssen ge-

sichtet, Behördengänge erledigt, Vorhaben umgesetzt werden, auch wenn dies unmöglich erscheint.

„Wir fanden Fotos, die (seine Tochter) Laura und ich sichtigten. Ich konnte mich nicht satt sehen an seinem hübschen, fröhlichen Gesicht ... Seine Blumen wurden in der Familie verteilt. Ich wählte einen fast vertrockneten kleinen Orangenbaum, den ich für Tobias wieder zum Leben erwecken wollte. Ein einziger lebendiger Trieb war ihm geblieben, der musste gestärkt werden. Und wirklich: Schon bald blühte das Orangenbäumchen in unserem Wohnzimmer und brachte über's Jahr zahlreiche essbare Früchte.

Da Laura mit Tobias Wohnung besonders vertraut war, machten wir beide gemeinsam einen letzten Rundgang durch alle Räume, um uns von ihrer Aachener Heimat zu verabschieden, um den Geruch, die hohen Wände, Erker und die selbst gemalten Bilder fest in unser Herz zu schließen.

Hier, wo mich alles an ihn erinnerte, fühlte ich mich unendlich schwach. Mir tat alles weh. Es war, als hätte sich der Tod von Tobias tief in meinen Körper gegraben. Es war mir nicht möglich, auch nur ein kleines Möbelstück bis in den Laster zu tragen.

Wie endgültig und unbarmherzig ist der Tod - wir ließen seine leere Wohnung zurück, als hätte er und alles was ihn ausmachte, wie er gelacht, gehofft, geliebt, gelebt hatte, nie existiert.“²

Der Rückzug

Die Kommunikation mit den Menschen, die uns umgaben, war einerseits wohltuend, andererseits strengte sie an und raubte unsere Kräfte. Wir atmeten auf, wenn wir uns zurückziehen konnten, beieinander waren, einfach da saßen mit unseren Tränen, die nicht versiegen mochten.

„Der Verlust meines Sohnes hingegen war bittere Realität, er beanspruchte meine emotionalen und geistigen Kräfte vollends. Immer wieder stellte ich mir die letzten Sekunden seines Lebens vor. Es quälte mich,

nicht zu wissen, ob er Angst durchlebt hat, ob er hatte leiden müssen. Erst recht litt ich daran, dass ich in seinem Sterben - oder war es der plötzliche, blitzschnelle Tod - nicht an seiner Seite war.

Unser Haus war in dieser Zeit wie eine Burg, hinter deren Mauern ich mich geschützt fühlte, und am liebsten hätte ich mich dort dauerhaft verkrochen. Hier schämte ich mich meiner Tränen nicht. Meinen Kindern, Enkelkindern und meiner Frau brauchte ich nichts zu erklären. Ihre körperliche und emotionale Nähe trug dazu bei, innere Stabilität und Kraft zu gewinnen."³

Der Glaube

Es war immer die Überzeugung von uns Eltern und teilweise auch unserer Kinder gewesen, dass der Glaube in schwierigen und belastenden Lebenslagen tragen, dass sich gerade dann seine Halt gebende Kraft erweisen würde, wie wir es schon viele Male erlebt hatten. Doch dieser Verlust bewirkte ganz andere Folgen.

„Das Gefühl der Isoliertheit bezog sich nicht allein auf die Außenwelt. Auch Gott hatte keinen Platz mehr in meinem Leben. Ich empfand keine Wut und keinen Hass und stellte mir nicht die Frage nach dem „Warum“. Ich machte Gott nicht für das Geschehene verantwortlich oder verurteilte seine Passivität. Für Gott war schlicht kein Platz in meinem „neuen“ Leben. Es gab keinen Raum für ihn. Die Trauer nahm allen emotionalen Raum ein. Ich dachte nicht einmal daran, zu beten. Alle Wünsche, Hoffnungen, Sehnsüchte besprach ich ohnehin mit (meinem verstorbenen Bruder) Tobi. Viele Monate hat es gedauert, bis ich das erste Mal wieder einen Gottesdienst besuchen konnte.“⁴

Wenn Gott existiert, wie handelt er dann in dieser Welt? Wie kommt es, dass in den Katastrophen des Lebens oft nur das Schweigen Gottes zu «vernehmen» ist?

„Die unsichtbare Welt konnte mich nicht trösten, das Vertrauen in einen uns über-

legenen ‚Weltenlenker‘ hatte mich schon länger zuvor verlassen, nicht aber der Glaube an Gott. Die unsichtbare Welt war stumm, ich vermochte mich an ihr nicht zu erwärmen. Es schien, als zeige sie mir die kalte Schulter. Niemals zuvor hätte ich ein solches Schweigen und eine solche innere Dunkelheit für möglich gehalten. Jetzt, wo es auf den Trost Gottes ankam, fühlte ich mich allein, trotz der Menschen um mich herum, trotz des Glaubens an die Nähe Gottes, der lediglich auf ein Für-wahr-Halten seiner Existenz herabgesunken war, ohne belebenden Einfluss auf meine Befindlichkeit.

Die berühmte Frage, warum Gott ein solch grausames Ereignis zulässt, wie es mir widerfahren war, und die der ‚Fels des Atheismus‘ sein soll, drängte sich mir niemals wirklich auf.

Im Laufe der Jahre hatte sich nämlich die Überzeugung, Gott greife aktiv in das Weltgeschehen und auch in mein persönliches Leben ein, aufgelöst. An ihre Stelle war die Erkenntnis getreten, dass Schmerz und Leid, Dunkelheiten und Ausweglosigkeit, Verzweiflung und Tod im Leben der Menschen ungehindert ihre Macht entfalten, und kein Gott dieser Welt daran offenbar etwas zu ändern vermag.

Aber welche Bedeutung hat Gott dann, wenn er für die Bewahrung vor den Übeln dieser Welt nicht zuständig ist, wenn er in mein vom Tode gezeichnetes Dasein nicht einzugreifen vermag, wenn ich mitten im Elend offenbar ohne ihn auskommen muss?

Das Vertrauen, dass Gott zugewandt an meiner Seite ist, mich nicht vergisst und mir beisteht, erst recht, wenn ich mich mit den Erschütterungen meines Lebens herumquäle, ist ungebrochen ... Seine ‚Macht‘ ist offenbar von anderer Art, nicht eine Allmacht, die alles überbietet, was ich mir an innerweltlicher menschlicher Macht vorstelle, die im Handstreich die Probleme des Lebens auflöst, sondern vielmehr eine Macht, die mich in die Lage versetzt, mich trotz meiner abgrundtiefen Traurigkeit dem Leben zuzuwenden, handlungsfähig zu bleiben, der Macht des Todes nicht die

Herrschaft über meine Zukunft zu überlassen, sicher oft unter Tränen und kraftlos. Aber auch daraus kann sich wie aus einem Keim etwas Gutes und Hoffnungsvolles entwickeln.“⁵

So wird Gott auch an der Seite von Tobias bleiben. Er ist bei ihm aufgehoben mit seiner persönlichen Welt, mit seiner einmaligen Geschichte, all seinen Erfahrungen, Begegnungen, seinem Leiden, seinem Glück, mit all den Worten, die er gesprochen und all den Taten, die er getan hat.⁶ Diese Hoffnung trägt bisweilen, die Erfüllung dieser Hoffnung ist der Himmel.

Die Hilfe

Der Schock des plötzlichen Todes saß tief. Gleichwohl löste er in den ersten Wochen eine Welle der Anteilnahme und Unterstützung aus, die uns in unserer Verzweiflung trug und keine Einsamkeit aufkommen ließ. Wir hörten Geschichten über Tobias, sahen uns bisher unbekannte Fotos an, die seine Freunde vorbei brachten, erhielten kleine Geschenke und wurden bekocht.

Die Wertschätzung in Bezug auf Tobias erlebten wir zugleich als Wertschätzung für uns, und dies ließ uns aufleben.

Dennoch fühlten wir uns bald schon in unserem Schmerz allein, waren wir es doch, die diesen unermesslichen Verlust bewältigen mussten, die jeden Tag und jede Nacht aufs Neue erlebten, was es bedeutet, den Sohn, den Bruder und den Vater zu verlieren.

„Wer hält mich, traut sich an mein Inneres heran, wer kann mich aufrichten, hält meine Tränen aus, wer mag meine Verzweiflung sehen, wer versteht etwas von einem solchen Abgrund? Wer kennt sich überhaupt mit Abgründen aus, die Angst und Schrecken verbreiten? Ich bin mitten im Leben und zugleich aus diesem Leben herausgefallen, ich nehme teil an diesem Leben und fühle mich ihm zugleich fremd. Der Verlust meines Kindes ist wie eine klaffende Wunde, die sich nicht schließen mag.“⁷

Wir begegneten anderen Eltern, denen Ähnliches widerfahren war. Sie waren die „Experten“, denen wir uns anvertrauen konnten. „Diese betroffenen Eltern waren für mich die Profis in der Trauerbewältigung. Sie wussten wovon sie sprachen ... Uns beschäftigte insbesondere die Frage, wie das Schlimmste, was Eltern passieren kann, überlebt und überstanden werden kann. Sie erzählten, wie sie zuerst gelähmt und handlungsunfähig waren, von dem Trost durch die beiden Geschwisterkinder und mittlerweile auch durch die Enkel. Sie schilderten, wie sehr die Freunde des verstorbenen Sohnes ihnen halfen - durch Feste an seinen Geburtstagen und schlicht durch den anhaltenden Kontakt. Es tat gut, ihnen zuzuhören. Dennoch hatten die beiden den Verlust sehr unterschiedlich verarbeitet. Die tiefe Traurigkeit der Mutter war immer noch spürbar, weniger durch ihre Worte als vielmehr durch ihre Ausstrahlung. Würde es letztlich so wenig Trost und Linderung geben? Wann würden neue Gefühle stark genug sein, meine Trauer zu besänftigen?“⁸

Die Verbundenheit

Die Trauernden müssen von ihren toten Angehörigen Abschied nehmen, sie loslassen, damit sie sich endlich wieder dem Leben zuwenden und glücklich werden können, wird in zahlreichen Trauerratgebern empfohlen. Doch solche Empfehlungen verkennen unsere Sehnsucht nach dem Geliebten. „Warum wird dort nicht akzeptiert, dass ich nicht loslassen will? Ich will doch festhalten, natürlich nicht den Toten, der vor mir im Sarg liegt, nicht den Leichnam. Aber etwas anderes - nämlich das Wesen, die Gestalt, die Person, das Du des geliebten Menschen.“⁹

Diese Sehnsucht, eine andere, neue und intensive Beziehung zu ihm zu leben, erscheint unausrottbar, und die Trauer erweist sich als kreative Beziehungsarbeit, die unserem Vater, Bruder und Sohn einen festen Platz in unserem Leben offen hält

und eine gemeinsame, wenn auch völlig andere Verbundenheit ermöglicht.¹⁰ Diese Trauer hält den Kontakt zum Verstorbenen lebendig, und darum ist sie unersetzbar.

Trost in der Trostlosigkeit

Die Flugzeugabstürze, ihre hunderte Tote und ihre noch viel zahlreicheren engsten Angehörigen sind inzwischen von der Tagesordnung verschwunden. Die betroffenen Familien bleiben zurück und müssen die Aufgabe bewältigen, weiter zu leben. So auch wir.

Was können die Tröster tun, welche Haltungen sind hilfreich, welcher Art ist der Trost, der heilend wirkt? Ein paar Hinweise sollen motivieren, die Aufgabe des Tröstens trotz manchen Unbehagens und mancher Unsicherheit wahrzunehmen und vielleicht überrascht zu entdecken, als Tröster selbst neue Impulse für die Gestaltung des eigenen Lebens zu erhalten.

- Tröster sind darauf gefasst, dass Trauernde sich zeitweise zurückziehen und dass sie Trauernde oft nicht verstehen.
- Tröster brauchen Mut und Kraft, die Verzweiflung und den Schmerz Trauernder auszuhalten. Zugleich dürfen sie zu ihrer eigenen Hilflosigkeit stehen.
- Tröster helfen, indem sie alltäglich Aufgaben abnehmen. Sie rechnen damit, dass ihre Angebote bisweilen ausgeschlagen werden.
- Sie suchen nach kreativen Wegen der Anteilnahme: sie schreiben Karten, Briefe, sie senden Fotos, Texte, kleine Geschenke, sie übernehmen das Zubereiten der Mahlzeiten.
- Tröster erzählen Geschichten, die sie mit dem Verstorbenen erlebt haben und in denen seine kostbaren Seiten zum Ausdruck kommen.
- Sie lassen dem Schmerz Zeit und sind dennoch nicht gleichgültig. Sie fürchten sich nicht davor, Wunden „aufzureißen“, weil die Wunden bereits offen sind.

- Tröster wissen darum, dass die Trauer ein langer offener Prozess ist, haben darum einen „langen Atem“ und erweisen sich als langfristig aufmerksam und treu.
- Tröster nehmen Anteil an den inneren Auseinandersetzungen der Trauernden und respektieren den Wunsch, dem Verstorbenen eine überragende Bedeutung beizumessen.
- Tröster würdigen und unterstützen die religiösen Gefühle der Trauernden, unabhängig von ihrer eigenen Einstellung, und begreifen sie als Halt gebend und heilend.
- Tröster lernen aus der geduldigen Begleitung der Trauernden, die Gefühle von Glück und Trauer im eigenen Leben wahrzunehmen und ihnen Raum zu geben.

So können Tröster dazu beitragen, dass die Trauernden angesichts ihres zerbrochenen Glücks selbst nicht zerbrechen.

Anmerkungen:

- ¹ Bernadette und Klaus Rüggeberg mit Rebecca, Esther, Lea und Laura, Plötzlich tot. Als Familie weiterleben. Freiburg 2013. In diesem Buch schildern wir die Folgen des plötzlichen Todes für uns weitere Familienmitglieder sowie vieles von dem, was uns half, mit der Trauer zu leben.
- ² Bernadette - die Mutter, ebd. 38f.
- ³ Klaus - der Vater, ebd. 49f.
- ⁴ Lea - die Schwester, ebd. 55.
- ⁵ Klaus - der Vater, ebd. 128f. Anregungen zu diesen Überlegungen verdanke ich T. Ruster, Glauben macht den Unterschied. Das Credo. München 2010, 52-55.
- ⁶ G. Lohfink, Der Tod hat nicht das letzte Wort. Meditationen. Freiburg 1991, 52.
- ⁷ Klaus - der Vater, ebd. 88.
- ⁸ Bernadette - die Mutter, ebd. 84f.
- ⁹ R. Kachler, Meine Trauer wird dich finden. Ein neuer Ansatz in der Trauerarbeit. Freiburg 2005, 16.
- ¹⁰ Vgl. Bernadette und Klaus Rüggeberg mit Rebecca, Esther, Lea und Laura, a.a.O., 91.

Heilende und leidende Krankenhausesorge

Er „verkündete das Evangelium vom Reich und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden“ (Mt 4,23).

Mit dieser Aufgabe beauftragte Jesus seine Jünger, indem er sagte: „Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe. Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus“ (Mt 10,7-8)!

Eine der vielen Aufgaben der Kirche ist der kranke und leidende Mensch. Die Betrachtung des Mysteriums vom menschengewordenen Wort findet in dem menschlichen Leiden „ seinen höchsten und sichersten Bezugspunkt“ (Salvifici doloris, 31). Da, wo ein Mensch, sein Geschöpf und gleichzeitig sein Kind, leidet, leidet Christus mit. In jedem menschlichen Leiden verwirklicht sich das Mysterium des Glaubens. Wobei man sagen muss: das Leiden ist nicht das Ziel dieses Mysteriums, sondern ein Weg.

Unsere Aufgabe als Seelsorger ist es, an der Seite der Schwachen – und das sind die kranken und leidenden Menschen – zu kämpfen, damit die Kultur des Todes besiegt wird und die Kultur des Lebens triumphiert (vgl. Evangelium vitae, 100).

„Nachdem auch ich (Papst Johannes Paul II) in diesen Jahren wiederholt die Erfahrung der Krankheit gemacht habe, erkannte ich noch deutlicher ihren Wert für mein Petrusamt und für das Leben der Kirche. Den Leidenden spreche ich mein herzliches, teilnehmendes Mitempfinden aus und lade sie ein, im Glauben das Mysterium des gekreuzigten und auferstandenen Christus zu betrachten. So können sie in ihren eigenen schmerzlichen Erfahrungen die liebende

Führung Gottes entdecken (Botschaft von Papst Johannes Paul II. zum IX. Welttag der Kranken am 11. Februar 2001 „Die Neuevangelisierung und die Würde des leidenden Menschen“).

Seit einigen Monaten wurde mir diese Sorge um kranke und leidende Menschen anvertraut. Ich erinnere mich noch gut an die ersten Krankenbesuche im Einsatzkrankenhaus. Mir brannten – wörtlich – die Füße vor dem Eingang in das Patientenzimmer. Mich erfreut der Auftrag Jesu, die Kranken zu heilen, weil mir damit bewusst wird: Ich handle nicht in meinem, sondern in seinem Namen. Ich mache nicht meinen, sondern seinen Dienst an den Kranken. Ich bin kein Macher am Krankenbett oder Sterbebett. Er ist derjenige, der heilt. Damit entziehe ich mich nicht der Verantwortung für mein Handeln, für mein Wirken. In diesem Sinne, hoffe ich mindestens, kooperiere ich mit Gottes Gnade.

Andererseits „erdrückt“ mich dieser Dienst, weil ich all zu oft spüre, wie schwierig und wie verantwortungsvoll er ist. Wieviel Kompetenz er von mir verlangt und wieviel Einfühlungsvermögen.

Nicht immer siegt das Leben im Krankenhaus. Viele der Menschen, die ich begleitet, besucht, denen ich die Krankensalbung gespendet habe, sind gestorben. Ist es meine persönliche Heilsniederlage? Ist es eine Niederlage der heilenden Seelsorge?

Menschlich gesehen ist jeder Tod eine Niederlage, weil er mit einem Abschied verbunden ist – das ist die Tatsache. Der Mensch verlässt seine Familie, sein vertrautes Umfeld und auch mich, obwohl wir uns oft nur kurz gesehen, getroffen, manchmal nur geahnt haben.

Dieser Verlust eines Menschen, fast an meiner Seite, macht mich bestimmt nicht glücklich, manchmal begleitet er mich mehrere Tage. Da tauchen die Bilder, Worte, Gesten auf, die ich nicht leicht „löschen“ kann. Da helfen mir oft eine Kerze, ein Gebet und mein Glaube. Weil mein Glaube mir sagt, dass dieses Ende hier am Sterbebett in Wirklichkeit nicht das Ende ist. Danach beginnt erst das Leben. Das lässt mich

in meinen Erfahrungen mit dem Tod, mit Leben und Leiden nicht verzweifeln.

Am Ende siegt nicht der Tod, sondern das Leben.

Was brauche ich als Seelsorger am Kranken- oder Sterbebett?

Da kommen mir die Worte des heiligen Papstes Johannes Paul II.: „Teilnehmendes Mitempfinden“.

Jedes Mal, wenn ich ein Patientenzimmer betrete, weiß ich nicht, was mich hinter der Tür erwartet. Ich mach mir keine Gedanken, was ich nun sagen soll. Ich brauche auch nichts zu erzählen.

Einfach da sein, mitempfinden, mitfühlen, hinhören, da sein. Mehr ist oft nicht nötig.

„So können sie (die Patienten) immer mehr auch in ihren eigenen schmerzlichen Erfahrungen die liebende Führung Gottes entdecken“ (s. hl. Papst Johannes Paul II.).

Wenn mir das gelingt, dann habe ich meine Rolle als Seelsorger erfüllt.

Denn meine Aufgabe ist es nicht, mich selbst zu präsentieren, sondern auf den hinzuweisen, in dessen Auftrag ich handle.

An Pfingsten bitte ich Gott um seine Kraft, um den Heiligen Geist, dass er mir hilft, seinen Auftrag treu zu erfüllen. Denn auch mir ist oft bewusst, was einmal Papst Franziskus sagte: „Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er drängt die Kirche, weiter zu gehen. Es ist dieses `vorwärts gehen`, das für uns so anstrengend ist. Die Bequemlichkeit gefällt uns viel besser.“ (Papst Franziskus in seiner Predigt am 16. April 2013).

Ich hoffe, dass auch in jetziger Situation der Heilige Geist mich herausfordert, nicht in Bequemlichkeit zu verfallen, sondern den schwierigeren, seinen Weg zu suchen und zu wählen.

Martin Patzek

Katholisches Profil?

Problemlage caritativer Dienste

Rahmen und Orientierung

Die bestehende Praxis in den Einrichtungen und Diensten der organisierten Caritas war Anlass für das Wort der Deutschen Bischöfe „Das katholische Profil caritativer Dienste und Einrichtungen in der pluralen Gesellschaft.“¹ So sucht ein Alten- und Pflegeheim in katholischer Trägerschaft eine(n) Pflegedienstleiter/in. Die Annonce einer großen Tageszeitung fordert zwar eine hohe soziale und fachliche Kompetenz. Die Zugehörigkeit zu einer christlichen Glaubensgemeinschaft reicht aber als Voraussetzung. Eine katholische Trägergesellschaft als „leistungsstarker und zukunftssicherer Dienstleister im Gesundheitswesen“ (Krankenhaus) verzichtet bei der Suche nach einem Oberarzt für Neurologie mit Stroke Unit oder einem Leiter des Personalwesens gar auf eine Konfessions- oder Religionszugehörigkeit. Wer sich in Tages- oder Wochenzeitung, in fachlicher oder christlicher Publikation informiert, dem wird schnell auffallen, dass in Diensten und Einrichtungen der Caritas Konfession oder Religion weniger gefragt sind. Ein neues Schlagwort „Interkulturelle Kompetenz“ macht dagegen die Runde. Deshalb reagieren die Bischöfe darauf, dass die sozial-caritative Arbeit der Kirche in einer kulturell und religiös immer vielfältiger werdenden Gesellschaft geschieht. Vor diesem Hintergrund haben viele Dienste und Einrichtungen auch nicht katholische und nichtchristliche Mitarbeitende sowohl als ausführende als auch als leitende Mitarbeitende eingestellt. So zeigen die Bischöfe deutlich den Anspruch eines klaren katho-

lischen Profils und geben gleichzeitig Raum für die verantwortete Einstellung nicht katholischer Mitarbeitender. Je nach Region, z. B. Mitteldeutschland, und Auftrag, z. B. Menschen mit Migrationshintergrund, könne es nötig oder sinnvoll sein. Mitarbeitende einzustellen, die einen anderen Glauben haben oder ohne Konfession sind. Mitglieder der Kommission für caritative Fragen (XIII) und der Migrationskommission (XIV) der Deutschen Bischofskonferenz haben zusammen mit Vertreterinnen und Vertreter des Deutschen Caritasverbandes die „Erklärung der Deutschen Bischöfe zum kirchlichen Dienst“ vom 22. September 1993² fortgeschrieben. Der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Dr. Peter Neher, schrieb im Mai 2014 in einer Mail an die Direktoren der Caritasverbände: „Zu begrüßen ist, dass die Bischöfe deutlich den Anspruch eines klaren katholischen Profils in den Einrichtungen und Diensten der Caritas benennen und gleichzeitig Raum geben für die verantwortete Einstellung nicht katholischer Mitarbeiter.“³

Vorgänge

Schon 2011 fragte der Präsident im „Jahrbuch caritas 2012“ nach der „Interreligiöse(n) Öffnung und ihre(r) Bedeutung für die Caritas“: „Für die Caritas ist die Vielfalt religiöser Prägungen von Klienten längst alltägliche Realität. Wie aber steht die Caritas zu nicht- oder andersgläubigen Mitarbeitenden?“⁴ Zur pluralistischen Gesellschaft unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen als Miteinander aber auch nebeneinander wird auch gesehen, dass sich viele Menschen keiner Religion zugehörig fühlen und konfessionslos sind. Von muslimischer Mutter in der Kindertagesstätte bis zu den konfessionslosen Patienten im katholischen Krankenhaus reicht die Palette. Dazu kommt mir eine Verwaltungsmitarbeiterin in den Sinn, deren kirchliche Eheschließung wegen einer Zivilehe ihres ungetauften Partners aus Mitteldeutschland auf Schwierigkeiten stößt.

Ein Ehenichtigkeitsprozess oder die Taufe kommt für den Partner nicht in Frage. „Für die verbandliche Caritas besteht die Herausforderung, in ihrer Arbeit in dieses plurale Milieu ihr christliches und kirchliches Profil deutlich erkennbar zu machen und gerade aufgrund dieses Profils offen zu sein für Menschen jeder Prägung.“⁵ Dazu gab es zwei Projekte vom Deutschen Caritasverband und der Deutschen Bischofskonferenz 2006/7 unter der Überschrift: „Chancen und Grenzen der interkulturellen Öffnung der Dienste und Einrichtungen der Caritas“. Die beiden Teilprojekte befassten sich mit den Themen „Evaluierung der Erfahrungen und des Bedarfs katholischer Träger in der Beschäftigung nichtchristlicher Mitarbeiter(innen) in ihren Diensten und Einrichtungen“ und „Diakonisches Handeln in der pluralen Gesellschaft. Das Profil sozialer Dienste und Einrichtungen in katholischer Trägerschaft.“ Interreligiöse Öffnung ist seit dem Mauerfall und dem Aufbau der Caritaseinrichtungen in Mittel- und Ostdeutschland bei nicht ausreichend katholischen oder christlichen Mitarbeitenden Thema. Wenn auch in der Übernahme staatlicher Einrichtungen die Caritas zurückhaltender war als die Diakonie, wurden auch nicht getaufte Mitarbeitende eingestellt. In Westdeutschland geht es um Mitarbeitende anderer christlicher Konfessionen und Religionen. Verwiesen wird auf das Wort der Deutschen Bischöfe „Integration fördern – Zusammenleben gestalten“ vom 22. September 2004. Präsident Dr. Neher zitiert den Auslöser der Evaluation, „dass die Einstellung von nichtchristlichen Migranten unter gewissen und genau definierten Umständen möglich und ein Gewinn für eine katholische Einrichtung sein kann.“⁶

Interessant ist, dass die Träger in vielen Arbeitsfeldern über Erfahrungen mit nicht katholischen und nicht christlichen Mitarbeitenden verfügen. Es ging überwiegend um Einrichtungen der Gesundheitshilfe, der Behindertenhilfe und der Altenhilfe mit den Berufsgruppen Hauswirtschaft, Reinigung und Küche. „Die Öffnung der

Teams für nichtchristliche Mitarbeitende soll aus Sicht von Trägern auch den kirchlichen Auftrag der Einrichtung betonen. Leitungsstellen und auch der Bereich der Öffentlichkeitsarbeit sollten mit katholischen Mitarbeitenden besetzt werden, um das katholische Profil nach innen und außen deutlich zu machen.⁷ Es geht um die Spannung zwischen den konkreten Erfordernissen und der Grundordnung, über deren Auslegung Unklarheit besteht. Am 28. April 2014 ist das Wort der deutschen Bischöfe „Das katholische Profil caritativer Dienste und Einrichtungen in der pluralen Gesellschaft“ erschienen.

Zusammenfassung

Von den Grundvollzügen der Kirche - Verkündigung von Gottes Wort, Feier der Sakramente und Dienst der Liebe⁸ - wird im Wort der Bischöfe auf das katholische Profil caritativer Dienste und Einrichtungen in der pluralen Gesellschaft geblickt. Der „Dienst der Liebe“, die sozial-caritative Arbeit als Dienst am Menschen steht damit im Mittelpunkt. Unabhängig vom „ethnischen, nationalen, religiösen oder sozialen Hintergrund“⁹ stehen caritative Dienste und Einrichtungen jedem Menschen in Not offen. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Reinhard Kardinal Marx beschreibt deshalb die „interkulturelle Kompetenz“ als Qualitätsmerkmal katholischer Einrichtungen und spricht von kultureller und religiöser Pluralität in unserem Land. Es geht um nichtkatholische Mitarbeitende unserer Dienste und Einrichtungen, die einen ähnlichen persönlichen Hintergrund haben wie ein großer Teil der Nutzer und diese daher besser verstehen. Darüber hinaus soll die interkulturelle Kompetenz von der gesamten Einrichtung erworben werden. Von einer unterschiedlichen Praxis bei der Einstellung vereinzelter bis mehrheitlich nichtkatholischer Mitarbeitender in Diözesen und Regionen wird gesprochen. In mitteldeutschen und östlichen Bundesländern geht es um ungetaufte Mitarbei-

tende, im Westen um Angehörige anderer Konfessionen. Damit entsteht Orientierungsbedarf, „ob und wenn ja, in welchen Diensten und unter welchen Rahmenbedingungen es möglich und sinnvoll sein kann, Mitarbeitende einzustellen, die nicht der Kirche angehören.“¹⁰ Gesucht wurde ein überdiözesaner Ordnungsrahmen zur Orientierung für die Verbände und Einrichtungen. Der Deutsche Caritasverband und die Kommission für caritative Fragen sowie die Migrationskommission der Deutschen Bischofskonferenz sahen als Grundlage die „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“ von 1993.¹¹ Darin bleiben Leitungsfunktionen und erzieherische Aufgaben in der Regel katholischen Mitarbeitenden vorbehalten, die ein persönliches Lebenszeugnis im Sinne der katholischen Glaubens- und Sittenlehre ablegen. Für die Beschäftigung von Nichtchristen oder Christen nicht katholischer Prägung ist in jedem Fall ein klares katholisches Profil der Einrichtung unabdingbar. Anerkennung und Respekt vor dem kirchlichen Charakter einer Einrichtung sind Voraussetzung für leitende und ausführende Mitarbeitende.

Zum Beispiel

Ich arbeite in der Leib- und Seelsorge einer Stiftung mit ambulanten und (teil-)stationären Diensten der Behinderten- und Altenhilfe. Auf der Basis des Leitbildes erarbeiten wir zurzeit einen Pastoralplan, um ihn dann umzusetzen. Vorgaben sind folgende Thesen, um das katholische Profil unserer Dienste und Einrichtungen zu erhalten und zu stärken:

Alten- und Behindertenseelsorge in unserer Stiftung sieht steigenden Pflegebedarf, wachsende Qualitätsanforderungen und begrenzte personelle und materielle Ressourcen, die größere Zahl demenziell erkrankter Bewohnerinnen, unterschiedliche religiöse Sozialisation bei Bewohnerinnen und Mitarbeiterinnen einerseits und Veränderung der pastoralen Strukturen ande-

rerseits. Es geht um Gott und die Welt! Alten- und Behindertenseelsorge in unserer Stiftung ist mehr als nur „wenn der Pastor kommt“.

In unserem Pastoralkonzept geht es um folgende Themen:

- Liebe braucht Organisation: Wir erwarten die Unterstützung unserer seelsorglichen Arbeit durch die Pfarrei mit ihren Gemeinden. Gleichzeitig machen wir der Pfarrei Angebote.
- Verkündigung, Sakramente und Caritas gehören zusammen: Wir machen bei uns den Zusammenhang unserer Arbeit mit der Verkündigung von Gottes Wort und der Feier der Sakramente bzw. des Gottesdienstes erfahrbar.
- Ohne Ehrenamt und Freiwilligkeit geht nichts: Wir leben in unserer seelsorglichen Arbeit von verschiedenen Formen des Ehrenamtes und des freiwilligen Engagements. Für Ehrenamtliche und Freiwillige sind wir dankbar und schätzen ihre Arbeit.
- Herzlichkeit braucht Herzensbildung: Unsere seelsorgliche Arbeit geschieht in der Zuwendung mit dem Herzen und im Spürenlassen menschlicher Güte.
- Zeugnis für Gottes Liebe (Caritas) – egal wie: Wir sind glaubwürdige Zeuginnen und Jesu Christi im Tun, Reden, Schweigen und Beispiel. Bei uns ist gerade dann Gott gegenwärtig, wenn nichts als Liebe getan wird.
- Gebet und Gottesdienst sind Kern unserer Spiritualität: Die uns Anvertrauten und Mitarbeiterinnen bekommen Möglichkeiten zu Gebet und Gottesdienst. Wir beten auch miteinander und feiern gemeinsame Gottesdienste im Kirchenjahr.

Benedikt XVI. und Franziskus

Ebenso wie bei seiner Antrittszyklika „Deus caritas est“ (Dezember 2005) richtet sich Benedikt XVI. in der Sozialenzyklika „Caritas in veritate“ – „Die Liebe in der

Wahrheit“ (Juli 2009) an „alle christgläubigen Laien und an alle Menschen guten Willens“.¹²

Im umfangreichen fünften Kapitel „Die Zusammenarbeit der Menschheitsfamilie“ (53-67) bezeichnet der Papst die „Einsamkeit“ als eine der schlimmsten Arten der Armut. „Genauer betrachtet haben auch die anderen Arten der Armut, einschließlich der materiellen Armut, ihren Ursprung in der Isolation, im Nicht-geliebt-Sein oder in der Schwierigkeit zu lieben. Oft entstehen die Arten der Armut aus der Zurückweisung der Liebe Gottes, aus einem ursprünglichen tragischen Verschließen des Menschen vor sich selbst (53).“ Die „Vertiefung der Kategorie der Beziehung“ wird erläutert: „Es handelt sich um eine Aufgabe, die nicht von den Sozialwissenschaften allein durchgeführt werden kann, insofern sie den Beitrag von Wissen wie Metaphysik und Theologie verlangt, um die transzendente Würde des Menschen klar zu begreifen“ (ebd.). Benedikt XVI. klagt den Beitrag der christlichen und der anderen Religionen als „Statut des Bürgerrechts“ ein, „wenn Gott auch im öffentlichen Bereich mit spezifischem Bezug auf die kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und insbesondere politischen Aspekte Platz findet (56).“ Erneut spricht der Papst vom fruchtbaren Dialog zwischen Glaube und Vernunft, „um die brüderliche Zusammenarbeit zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen in der gemeinsamen Sicht, für die Gerechtigkeit und den Frieden der Menschheit zu arbeiten, zu fördern ... Von daher kommt die Pflicht der Gläubigen, ihre Bemühungen mit allen Menschen guten Willens – Angehörige anderer Religionen oder Nichtgläubige – zu vereinen, damit unsere Welt wirklich dem göttlichen Plan entspricht: als eine Familie unter dem Blick des Schöpfers zu leben (57).“ Die Erschütterung über das Phänomen der Migrationen „wegen der Menge der betroffenen Personen, wegen der sozialen, wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Probleme (62)“ verlangt eine enge Zusammenarbeit zwischen Herkunfts- und Aufnahmeländer der

Migranten: „Jeder Migrant ist eine menschliche Person, die als solche unveräußerliche Grundrechte besitzt, die von allen und in jeder Situation respektiert werden müssen“ (ebd.).

Ein ähnliches Plädoyer für die interkonfessionelle und interkulturelle Zusammenarbeit gerade auch in den caritativen Diensten und Einrichtungen finde ich im Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* von Papst Franziskus (November 2013).¹³ „Der soziale Dialog als Beitrag zum Frieden“ weist drei Bereiche des Dialogs aus: „im Dialog mit den Staaten, im Dialog mit der Gesellschaft... und im Dialog mit anderen Glaubenden, die nicht zur katholischen Kirche gehören“ (238). Er fordert die Zusammenarbeit mit allen nationalen und internationalen Autoritäten ein (239). Weiter fordert er interkulturelle Zusammenarbeit als Dialog, wenn er vom Zusammenleben spricht: „Es ist Zeit, in Erfahrung zu bringen, wie man in einer Kultur, die den Dialog als Form der Begegnung bevorzugt, die Suche nach Einvernehmen und Übereinkünften planen kann... Der hauptsächliche Urheber ... dieses Prozesses sind die Menschen und ihre Kultur, nicht eine Klasse, eine Fraktion, eine Gruppe, eine Elite. Wir brauchen keinen Plan einiger weniger für einige wenige,... – Es geht um ein Abkommen für das Zusammenleben, um eine gesellschaftliche und kulturelle Übereinkunft“ (239). Der ökumenische Dialog und der interreligiöse Dialog sind Papst Franziskus ein besonderes Anliegen. Zur interkonfessionellen Ökumene bekennt Franziskus: „Wenn wir uns auf die Überzeugungen konzentrieren, die uns verbinden, und uns an das Prinzip der Hierarchie der Wahrheiten erinnern, werden wir rasch auf gemeinsame Formen der Verkündigung, des Dienstes und des Zeugnisses zugehen können (246). Die Beziehung zu den Angehörigen des Islam sieht Franziskus heute in vielen Ländern christlicher Tradition gegenwärtig. „Die heiligen Schriften des Islam bewahren Teile der christlichen Lehre; Jesus und Maria sind Gegenstand tiefer Verehrung ... Viele von ihnen sind überzeugt, dass das

eigene Leben in seiner Gesamtheit von Gott kommt und für Gott ist. Ebenso sehen sie die Notwendigkeit, ihm mit ethischem Einsatz und mit Barmherzigkeit gegenüber den Ärmsten zu antworten“ (252). Es geht dem Papst auch um Zuneigung und Achtung gegenüber islamischen Einwanderern, aber auch der Freiheit der Christen in islamischen Ländern.

Ausblick

„Alle in einer Einrichtung der katholischen Kirche Tätigen tragen durch ihre Arbeit ohne Rücksicht auf die arbeitsrechtliche Stellung gemeinsam dazu bei, dass die Einrichtung ihren Teil am Sendungsauftrag der Kirche erfüllen kann“ (Anmerkung 19 Art. 1). Dabei werden Träger und Leitungen der Verbände, Dienste und Einrichtungen für den christlichen Charakter katholischer Prägung verantwortlich gemacht. Nicht das Profil der Mitarbeitenden steht an erster Stelle, sondern das Profil der Verbände, Dienste und Einrichtungen überhaupt. Dazu heißt es in der Erklärung der Bischöfe zum kirchlichen Dienst“, aus der 1993 die Grundordnung entstand: „Träger und Leitung tragen die Verantwortung für den kirchlichen Charakter der Einrichtung. Sie haben dafür zu sorgen, dass in der Einrichtung geeignete Personen tätig sind, die bereit und in der Lage sind, den kirchlichen Charakter der Einrichtung zu pflegen und zu fördern.“

Berufen zur Caritas hieß das Wort der deutschen Bischöfe vom 5. Dezember 2009.

Hier wird nicht nur die universale Berufung aller Getauften und letztlich aller Menschen zur *caritas* wiederholt¹⁴, sondern auf das bekannte – leider weiter gekürzte – Zitat des Jesuitenpaters Alfred Delp (1907 – 1945) verwiesen. Er schreibt in „Im Angesicht des Todes“ zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944/1945 über das Schicksal der Kirchen: „Es wird ankommen auf die Rückkehr der Kirchen in die Diakonie: in den Dienst des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonst wie kran-

ken Menschen.“ Wer das Buch von Alfred Delp zur Hand nimmt, entdeckt weitere höchst aktuelle Aussagen über die christlichen Kirchen¹⁵. Als Ausblick ein weiteres Zitat von Alfred Delp: „Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden und gestaltenden Ideen dieses Jahrhunderts. Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben? Man muss, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und gelebt hat. Man soll deshalb keine großen Reformreden halten und keine großen Reformprogramme entwerfen, sondern sich an die Bildung der christlichen Persönlichkeit begeben und zugleich sich rüsten, der ungeheuren Not des Menschen helfend und heilend zu begegnen.“¹⁶

Die Kraftquelle der organisierten Caritas ist und bleibt das persönlich gelebte Engagement ihrer Mitarbeitenden für die Menschlichkeit, das aus ihrem christlichen Menschenbild entspringt. Nichtchristliche Mitarbeitende sollten die europäischen Werte von Menschenwürde und Humanität bejahen. Diese Werte sind aus dem Christentum entstanden. Dabei sind die psychologischen Strukturen zu fördern von

- Vertrauen als Selbstvertrauen in den Mitmenschen und Kollegen. Wo ist nicht Selbstvertrauen schon brüchig und das Vertrauen in den Mitmenschen erschüttert worden? Die breite Basis eines uneingeschränkten Gottvertrauens hilft da weiter.
- Lebensbejahung gegen alles Defizitdenken im festeren Blick auf die Ressourcen unserer Arbeit in der organisierten Caritas einer diakonischen Kirche und
- immer neuer Beziehungsfähigkeit im Miteinander!

Fragen¹⁷

- Müssen alle Mitarbeitenden in den Diensten und Einrichtungen der Caritas den gleichen moralischen Ansprüchen gerecht werden? Im Blick sind nicht nur Chefärzte (Verfassungsgerichtsurteil November 2014) und Küster, sondern auch Reinigungskräfte, Krankenpfleger und Kirchenmusiker, die für kirchliche Einrichtungen arbeiten!
- Verlieren nicht unsere kirchlichen Einrichtungen an Attraktivität? Würden Wiederverheiratet-Geschiedene nicht schon im Vorhinein den Arbeitgeber wechseln?
- Wie und mit welchen Mitarbeitenden können katholische Träger in einer pluralen Gesellschaft das katholische Profil ihrer Einrichtungen stärken? Im Wettbewerb allein mit Diensten und Einrichtungen in der Wohlfahrtspflege (Diakonie, AWO, DRK) können wir uns kaum leisten, auf die besten Bewerber(innen) auf Grund deren Konfessions- oder Religionszugehörigkeit zu verzichten.
- Ist nicht schon jetzt in vielen Diensten und Einrichtungen der Caritas eine konfessionelle und religiöse Pluralität selbstverständlich geworden? Allein kirchenrechtliche Grenzen garantieren noch keine innere religiöse Überzeugung! Viele bringen ihren Beruf nicht in Beziehung zu ihrer privaten religiösen Praxis.
- Welche Berufsgruppen sind für die Wahrnehmung des katholischen Profils wirklich relevant? Doch wohl weder der Reinigungsdienst noch Verwaltung und Sekretariat. Schon eher der soziale, erzieherische und erst recht seelsorgliche Dienst und die leitenden Mitarbeitenden.
- Tragen nicht die Bischöfe zusammen mit dem Deutschen Caritasverband mit seinen Gremien die Verantwortung für ein zeitgemäßes kirchliches Arbeitsrecht? Hoffentlich warten wir nicht zu lange auf einen verabschiedeten Reformentwurf der „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher

Arbeitsverhältnisse" auf der Basis einer fortgeschriebenen „Erklärung der deutschen Bischöfe zum kirchlichen Dienst.“ Die Zeit einer Rechtsprechung aus einer Zeit mit volkskirchlichen Strukturen vor mehr als 20 Jahren ist vorbei. Die Anpassung an neue gesellschaftliche Kontexte wird nötig.

Der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz hat auf seiner Sitzung am 24./25. November 2014 die Überarbeitung der „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Hinblick auf die Loyalitätserwartungen weiterhin bestätigt. Er hat die Bischöfliche Arbeitsgruppe unter dem Vorsitz von Kardinal Woelki (Köln) gebeten, die weiteren Klärungen in Angriff zu nehmen und spätestens bis zum 27. April 2015 eine abschließende Formulierung vorzulegen.

Anmerkungen:

- ¹ Die deutschen Bischöfe Nr. 98 vom 24. April 2014.
- ² Die deutschen Bischöfe Nr. 51 vom 23. September 1993.
- ³ Deutscher Caritasverband Berliner Büro Pressestelle, Beck, Cl. 19.08.2014.
- ⁴ Neher, P. Interreligiöse Öffnung und ihre Bedeutung für die Caritas, in: Jahrbuch caritas 2012. Freiburg 2011, 58–63.
- ⁵ A.a.O. 58.
- ⁶ Die deutschen Bischöfe Nr. 77 vom 22. September 2004, 56.
- ⁷ Neher 60.
- ⁸ Benedikt XVI., Deus caritas est vom 25. Dezember 2005, 25.
- ⁹ Vorwort.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ Die deutschen Bischöfe Nr. 51 vom 22. September 1993.
- ¹² Benedikt XVI., Caritas in Veritate vom 29. Juni 2009.
- ¹³ Franziskus, Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium vom 24. November 2013.
- ¹⁴ Vgl. Caritas in veritate 5.
- ¹⁵ Delp, A. Im Angesicht des Todes. Frankfurt 11/1981, 138 ff.
- ¹⁶ Ebd. 242.
- ¹⁷ Vgl. Hülsmann, D.R. kath.de – Wochenkommentar vom 21.11.2014: Das Arbeitsrecht der Kirchen muss sich verändern.

Leserbrieife

Zu Christian Hennecke: „Berufungspastoral – Same procedure as every year ? (Heft 2/2015, 48 – 54)

Leidenschaft entwickeln, in der Begleitung junger Menschen Räume ermöglichen, beiseite stehen um den je eigenen Weg erschließen, – ja, so könnte es gehen.

Ich stimme den Erwägungen von Christian Hennecke zu und habe seinen Gedankenanstoß mit Interesse gelesen. Es muss erneut in den Blick kommen, wie Menschen heute ins Christenleben hineinfinden. Die Gaben der Menschen zu entdecken und zu entwickeln helfen ist eine wichtige Aufgabe. Es ist dem Verfasser zu danken, dass er konkrete Beispiele aufzeigt, indem er etwa experimentelle Orte und neue Möglichkeiten aufstellt. Seine Ideen und Vorschläge sind hilfreich, und hoffentlich sind Bischöfe, wie Hennecke es wünscht, und noch mehr andere Verantwortliche bereit, neue Wege der Berufspastoral zu wagen; Zeit und Geld, Nerven und Geduld dafür einzusetzen.

Meine Anfrage ist grundsätzlicherer Art, und ich frage: Ist die Zeit (schon) dafür da? Ist es so, dass Gott in und zu jeder Zeit Gaben und Möglichkeiten schenkt, die es nur zu heben gilt, wie es das Beispiel aus der Fußballförderung verspricht? Was macht uns da eigentlich so sicher? Ist die Grundsignatur unserer Tage wirklich der gemeinsame Weg, wie Hennecke unterstellt? Sind nicht sehr viele, besonders in den territorialen Gemeinden so verharrend, dass sie dem Auftrag gar nicht nachkommen können? Liegt nicht über vielem in unserer Kirche der Mehltau von Resignation, Überstrukturierung und Selbstbeschäftigung? Werden Christen, oft selbst mit vielen Zweifeln in der Gottesfrage kämpfend, überhaupt in der Lage sein, die Wachstumsprozesse zu

fördern? Sind ferner nicht Überlegungen wie die von Peter Sloterdijk zu bedenken, dass heutige Menschen Angst davor haben zuzulassen, dass Gott ihnen zu nahe träte, sollten sie sein Angebote ernst nehmen? (vgl. http://www.ev-akademie-thuerigen.de/Akademie/projekte/index.php?we_objectID=439).

Als Gemeindepfarrer stelle ich mir diese Fragen zuerst selbst und stelle sie an die Mitglieder der Gemeinden. Meiner Meinung nach ist die spirituelle Großwetterlage für die Ideen von Christian Hennecke eher verhalten, um nicht zu sagen: nicht vorhanden. Die Bibel, das große Lebensbuch, bietet Hinweise und Worte für das, was ich meine. Das Gefühl des Verlassenseins (Dan 3,38); das Fehlen von Erfahrung (1 Sam 3,1); Wüstennot (Ex 17,1); Verhärtung im Guten (Mk 6,5-6) Ratlosigkeit (Lk 24,4a) und manches andere mehr. Ist all dieses Angezeigte nicht oft die erlebte und bittere Realität? Gilt es nicht die angezeigte Zeit des Suchens zu durchwandern, vielleicht sogar zu erleiden?

Persönlich drängt es auch mich, dass ich etwas pflanzen, blühen und wachsen sehen möchte, aber, je länger, desto mehr ist dieses „Aber“ stärker, „denn es war (ist) nicht die Zeit der Feigenernte“ (Mk 11,13). Ich meine nicht Resignation, sondern nüchterne Realität .

Ist wirklich Zeit der Aussaat? Ich vermute, dass wir die Wüste und ihre Erfahrung noch nicht hinter uns haben, so wie es vor einiger Zeit im Pastoralblatt Weihbischof Ansgar Puff schrieb: „ Nur eine Kirche, die aus der Wüste kommt, wird fähig sein, den Jordan zu überschreiten; nur eine Kirche, die aus der Wüste kommt, ist kraftvoll genug, das Neue, das der Herr für die Zukunft vorbereitet hat, zu gestalten. Darum bin ich trotz aller Mühe dankbar, dass ich zu der Generation von Priestern gehöre, die – geistlich gesprochen – viel Lebenszeit in der Wüste verbringt“ (Text nach: <https://www.erzbistumkoeln.de/export/sites/ebkportal/>

content/documentcenter/Downloads_Texte_als_PDF/Oasentag_2014_Wuestenwanderung.pdf).

Die Wüste ist ein Ort Gottes – keine Frage; aber wenig komfortabel. Es mag Oasen geben, in denen gelernt und gelebt werden kann, wie Christsein geht, es mag sich die hoffnungsvolle Frage nach dem Engagement im kirchlichen Dienst neu stellen. Ich wünsche mir/uns dieses. Mein fragendes „Aber“ bleibt sorgenvoll.

Br. Lukas Jünemann, Pfr., Aachen

Literaturdienst

Christian Hennecke: Ist es möglich? Vom Wunder des kirchlichen Aufbruchs, Münster 2013, 256 S. .

„Es geht nicht um eine spezifische Sozialform, auf die hin unsere Gemeinden zu gestalten wären – sondern um eine Kultur des Kircheseins: um eine Erneuerung des Christseins, die es jedem Christen ermöglicht, aus der Quelle des Wortes Gottes, aus der Schrift zu schöpfen und mit anderen seine Glaubenserfahrung zu teilen: um eine Kultur der Taufe und des gemeinsamen Priestertums aller Getauften, die zu einem neuen Bewusstsein führt, sich als Kirche zu verstehen; um eine neue Ausrichtung auf die Sendung mit den Menschen und für sie am jeweiligen Ort; um ein Neuverstehen der Rolle des Priesters und der sakramentalen Grundgestalt des Kircheseins; um die Entdeckung von Partizipation und Vertrauen als Grundhaltungen einer Kirche, die aus der Nähe des Auferstandenen lebt und diese bezeugt. Das bedeutet einen langen Weg“ (S. 178/179). Zwei Sätze benennen prägnant den Inhalt des neuen Buches von Christian Hennecke, Regens und Leiter des Fachbereichs „Missionarische Seelsorge“ im Bistum Hildesheim. Dabei stellt der Autor bezeichnenderweise schon im Titel die Frage „Ist es möglich?“ Ist das „Wunder“ des kirchlichen Aufbruchs in der derzeitigen Krisensituation der deutschen Kirche dennoch möglich?

Christian Hennecke antwortet in seinem Buch, das mit einem Vorwort des Hildesheimer Bischofs Norbert Trelle eingeleitet wird, indem er über den eigenen deutschen Kirchturm verweist und die Leser auf eine Reise in die „Lerngemeinschaft der Weltkirche“ (vgl. S. 222) mitnimmt. Es sind sehr unterschiedliche Orte, die zur Sprache kommen: Mal berichtet der Autor vom „Crossing Over Projekt“ in den USA, mal nimmt er die Entwicklung der französischen Diözese Poitiers unter die Lupe, mal stellt er ein Modell der pastoralen Planung auf den Philippinen vor oder berichtet von sehr persönlichen Erfahrungen in Südafrika. Er entdeckt in diesen Orten „Brutstätten des Neuen“, die über den oft beklagten „pfarrlichen Gemeindeprovinzialismus“ (S. 234) hinausverweisen. Und über die bereichernden Erfahrungen und Impulse innerhalb der katholischen Weltkirche, die an sich schon die Qualität des Buches kennzeichnen, weitet er den „katholischen Horizont“ und spricht ökumenische Begegnungen an; in besonderer Weise erzählt er von den Begegnungen mit Christen der anglikanischen Kirche in England.

Die Stärke des Buches zeigt sich gerade darin, dass der Autor inmitten der Wüstenetappe, in der sich die

deutsche Kirche derzeit befindet, das prophetische Jesajawort zitiert: „Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,19). So steht nach Hennecke an erster Stelle die fundamentale Einsicht, dass Gott als der Gegenwärtige auch in dieser Zeit – wie zu jeder Zeit – handelt und seine Kirche führt; manchmal auch auf eine andere Art und Weise, als es sich die Pastoralstrategen der deutschen Kirche, die ihre Rechnungen und Planungen aus bestens verwalteten und abgesicherten Stabstellenbüros heraus betreiben, eben nicht ausdenken können.

Das wiederum heißt aber auch, dass ohne eine personale Beziehung zum Christusgeheimnis Glaube nicht denkbar ist: „Alle kirchlichen Strukturen sind dafür da, diese Begegnung und ihre Wachstumsdynamik zu eröffnen, zu ermöglichen, zu begleiten und zu reinigen. Insofern haben sie Sinn – und sind unverzichtbar“ (S. 206).

Hier kommt ein weiterer, wesentlicher Punkt zur Sprache, den Christian Hennecke entfaltet und nicht müde wird, ausführlich darzulegen: Entscheidend für die Erneuerung und eine andere Kultur des Kircheseins ist die Taufe (vgl. S. 50-54; S.149). In ihr ist die Würde der Christen grundgelegt. Durch Taufe und Firmung sind alle – Frauen und Männer – vollgültige Glieder des einen Volkes Gottes und mit der Würde der Propheten, Priester und Könige ausgestattet und befähigt, ihr Leben aus dem Geist des Auferstandenen mitten in der Welt zu leben. Die „kopernikanische Wende“ besteht für Hennecke also darin, nicht aus der klassischen Versorgungskirche bzw. einer schon längst nicht mehr existierenden „Volkskirche“ und der damit verbundenen Mangelperspektive (fehlende Priester, fehlende Gemeindemitglieder, fehlende Finanzen) zu denken, sondern „immer wieder alle Orte gelebten Evangeliums wahrzunehmen, und gerade jene, die das Geheimnis der Sendung und des Empfangens wahrzunehmen“ (S. 58).

Die damit verbundenen Stichworte der Würde der Gotteskindschaft, der Partizipation, des Lebens in Gemeinschaft und der Verantwortung aller Gläubigen kommen an den unterschiedlichen Stellen zur Sprache. Ein spezielles Augenmerk richtet Hennecke dabei auch auf das in Gemeinschaft gelesene und gedeutete Wort Gottes. Er verweist auf gelingende Praxismodelle der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“, die aus dem Wort Gottes heraus leben, sich anrühren lassen vom Wort des lebendigen Gottes, es in Gemeinschaft bedenken und sich in Welt und Kirche engagieren. Das Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG) ist so auch ein zukunftsfähiger Weg für die deutsche Ortskirche.

Unzertrennlich verbunden mit dem Gedanken zur Taufe und dem gemeinsamen Priestertum aller Gläu-

bigen ist sodann das besondere Priestertum, das der Regens des Hildesheimer Priesterseminars als Impuls zum Weiterdenken anspricht (vgl. dazu Peter Abel: Viele Dienste und ein ermöglichendes Amt, in Pbl 65 [2013], 58-62).

Zu einer neuen „Kultur des Kircheseins“ gehört prioritär für Hennecke das Miteinander und die Kooperation der pastoralen Teams in den Gemeinden. Aufgrund der Erfahrungen mit den pastoralen Mitarbeitern der US-amerikanischen Partnerkirchen oder den Anglikanern stellt er fest, dass gelebtes Christentum und engagiertes Handeln aus dem Geist Christi an vielen Stellen anzutreffen ist. Kirche zeigt sich in Selbsthilfegruppen, Sozialinitiativen, Fairkaufhäusern, Kindergärten, im konkreten Dienst am Menschen, im Besuch der Kranken oder im politischen Engagement. Mit Hinweis auf den atemberaubenden Satz Karl Rahners, dass „jeder Getaufte ein geweihter Seelsorger“ (vgl. S. 225) für den anderen ist, folgert Hennecke konsequent: „Es braucht für die pastoralen Teams eines Dekanates oder einer Pfarrei, zu denen auch Leiter von Einrichtungen, Schulen und der Caritas gehören, zunehmend Tage der Reflexion und geistlicher Vertiefungen, die es ermöglichen, eine gemeinsame Zukunftsvision zu entdecken und eine partizipative Kultur des Kircheseins zu ‚erfahren‘ und zu durchdenken“ (S. 204).

Abschließend: Ein Modell des Kircheseins, das im deutschsprachigen Raum zwischen „Haupt-“ und „Ehrenamtlichen“ unterscheidet, wird langfristig so nicht existieren können. Weder sollen die „Ehrenamtlichen“ Lächer für die fehlenden „Hauptamtlichen“ stopfen, noch werden „Hauptamtliche“ nur Dienstleister sein. Zwischen „multitaskenden Ehrenamtlichen und dem dienstleistungsorientierte Fernstehenden liegt der ganze ekklesiale Problemkosmos“, den Hennecke als „Strukturfalle“ (S. 82) bezeichnet. Vielmehr liegt in einer Ekklesiologie, die in der Würde und Sendung der Taufe gründet, der Schlüssel für die Aufbrüche der Kirche.

Der skizzierte Ansatz vom „Wunder des kirchlichen Aufbruchs“ gehört in das Bücherregal eines jeden, dem der weitere Weg der deutschen Ortskirche am Herzen liegt und ihn mitgestalten möchte. Es ist zu wünschen, dass sich Kreise zusammenfinden, um das Buch gemeinschaftlich zu lesen: jene vor Ort, die in den Gemeinden das Kircheseins von morgen suchen; jene, die als pastorale Teams zusammenarbeiten und durch die Lektüre neue Anstöße für ihr Miteinander erhalten werden; jene, die in der Verantwortung und in der Ausbildung pastoraler Berufe stehen. Und warum nicht auch jene um eine Rückmeldung befragen, die in den Partnerkirchen leben?

Michael Meyer

Meinrad Walter: Sing, bet und geh auf Gottes Wegen ... 40 neue und bekannte geistliche Lieder erschlossen. Freiburg 2013, 16,90 Euro.

Hymnologie ist in der Regel nicht das Spezialgebiet katholischer Theologen oder Kirchenmusiker. Und so könnte es sein, dass dieses Buch nicht sofort Interesse bei dieser Zielgruppe weckt. Wer aber bei der Einführung des Neuen Gotteslob schon einmal ein Liedportrait von Meinrad Walter (seit 2002 Referent im Amt für Kirchenmusik der Erzdiözese Freiburg und seit 2012 Honorarprofessor für Theologie/Liturgie an der Musikhochschule Freiburg) gelesen oder gehört hat, der weiß, was ihn erwartet: spannende Fakten zu Entstehung von Text und/oder Melodie in einer Sprache, die „witzig“ vor allem im Sinn von „geistreich“ ist, dazu jeweils spirituelle Erschließungen, die den Horizont des Liedverständnisses in jeder Beziehung erweitern können.

Formal gliedert sich das Buch in 5 Abschnitte: Aus dem Ursprung leben – Vom Glauben singen – Im Rhythmus des Kirchenjahres – Gottesdienst feiern – Hoffend auf Vollendung. Vor jedem Lied bereitet ein „Impuls“ verschiedenster Autoren den Boden, er ist gleichsam eine Folie, auf deren Grundlage das Lied betrachtet werden kann. Dann wird das Lied mit Noten und allen Strophen abgedruckt. Es folgen Informationen zum Lied und die Erschließung durch Meinrad Walter in einer sehr sensiblen, manchmal wunderbar bildreichen Sprache. Der Autor überzeugt durch seine musikalische und theologische Kompetenz.

Von den 40 Liedern finden wir 28 im Stammteil des Neuen Gotteslob, 3 sind dem Evangelischen Gesangbuch entnommen, 6 Lieder finden wir im Eigenteil Freiburg-Rottenburg/Stuttgart (und eines davon wiederum auch im Kölner Eigenteil) des Neuen Gotteslob und 3 Lieder sind aus anderen Quellen. 21 Lieder haben im Neuen Gotteslob das ökumenische „ö“, am Ende findet sich eine eigene Übersicht hierzu. (Inhaltsverzeichnis: siehe meinrad-walter.de/publikationen)

Ein umfangreiches Quellenverzeichnis, Literaturempfehlungen „zum Weiterlesen“ und Register zu Personen, Sachen und Orten sowie Bibelstellen schließen das Buch ab und ermöglichen einen weiteren Zugang zu den besprochenen Liedern.

Fazit: unbedingte Empfehlung! Selber kaufen zum Selbstlesen oder auf den Wunschzettel schreiben. Kaufen als Geschenk für Kirchenmusiker, Pfarrer, pastorale Dienst, verdiente Jubilare in Kirchenhöfen, ...

Ein zweiter Band ist beim Herder Verlag für Frühjahr 2015 in Planung: „Ich singe meinem Gott“.

Michael Koll

Auf ein Wort

OSTERN I

*Das Grab ist leer -
und mein Herz?*

OSTERN II

*Das Grab ist leer -
mein Mund ist voll
-
doch Vollmundigkeit*

*ist am wenigsten
angezeigt.*

*Das Halleluja
darf den
Osterschrecken
- Mk 16,8 -
nicht überspringen.*

*Zu ernst
ist der Grund
unserer Freude.*

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E